Briefwechſel

eines Staatsgefangenen

und

ſeiner Befreierin.

Von

Wilhelm Schulz.

Erſter Band.

Mannheim.
Verlag von Friedrich Baſſermann.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieſe Briefe verdanken ihre Entſtehung der Muſe eines Staatsgefängniſſes, und der Erinnerung an Erlebtes.

Es war vom Herbſt 1833 bis Ende 1834, als ich die vom 18. Oktober 1813 datirende deutſche Freiheit theils in der politiſchen Unterſuchungshaft zu Darmſtadt, theils in dem vier Stunden von da entlegenen Schloſſe Babenhauſen zu genießen hatte. Nach der Abſicht der heſſiſchen Juſtiz ſollte mich dieſer Genuß noch für weitere fünf

Jahre erfreuen. Aber ſchon im Jahr 1819 hatte ich die Ehre, als muthmaßlicher entfernter Hochverräther etwa fünfzehn Monate hinter Gittern zu verſitzen. Und nun abermals fünf Jahre? Das war zu viel aufgewärmter Kohl, wenn auch dieſes Gericht in der darmſtädter Hofküche gekocht ſein mochte. Alſo entfernte ſich ohne Abſchied der Gaſt von ſeinem Wirthe; und will dieſem nur nachträglich noch dafür gedankt haben, daß er ihn nicht genöthigt hat, länger bei Tiſch zu bleiben.

Zu allen Zeiten iſt die Liebe die einzige und wahre Befreierin. Mir auch hat die Liebe einer treuen Gattin, die mir freudigen Muthes in die Verbannung gefolgt iſt, die Mittel der Erlöſung verſchafft. Darum darf ich mich doppelt glücklich ſchätzen. Die Ehen ſind ja ſo ſelten, in welchen die Frau dem Manne nicht die Freiheit nimmt, ſondern gibt.

Seit meiner wunderlichen Verurtheilung

im September **1834**, durfte die Gattin den Gefangenen nicht mehr ſehen und ſprechen. Zum kümmerlichen Erſatz wurde ihr jedoch, unter Aufſicht des Commandanten zu Babenhauſen, ein Briefwechſel mit mir geſtattet. Nach ſchon vorher getroffener Verabredung iſt dieſer von Amtswegen ſtreng überwachte Briefwechſel gleichwohl der Träger einer geheimen Correſpondenz geworden, worin der Plan zur Flucht verabredet wurde. Allein:

„Es iſt nichts ſo fein geſponnen,
„Es kommt doch endlich an die Sonnen.“

Die beiden Betheiligten haben die Oeffentlichkeit nicht zu ſcheuen; und halten es nicht mehr für nöthig, was ſie früher mit ſympathetiſcher Dinte geſchrieben haben, nun auch mit ſympathetiſcher Druckerſchwärze druk-ken zu laſſen.

Obgleich dieſer Briefwechſel großen Theils in neuerer Zeit ſeine jetzige Form erhielt und erſt **1845** zur Welt geboren wird, iſt er

doch in der Hauptſache ſchon 1834 empfangen worden. Er enthält mitunter wörtliche Stellen aus unſerer damals wirklich geführten Correſpondenz, wovon wir noch Bruchſtücke in Händen haben. Zwar dienen mir jetzt die brieflichen Mittheilungen über den Fluchtplan meiſt nur als Rahmen, in den ich die Geſchichte früherer Jahre faſſe; und es konnte mir natürlich nicht einfallen, dieſe Lebensbilder auch vor dem wachſamen Auge des Herrn Obriſten und Commandanten der Feſtung zur Schau zu ſtellen. Allein es iſt ſo natürlich für den Gefangenen, ſeine Vergangenheit an ſich vorüberziehen zu laſſen, daß ich doch auch mit dieſen biographiſchen Erzählungen nur wiedererzeugt habe, was ich ſchon in der Einſamkeit des Kerkers empfunden, gedacht und in der Erinnerung von neuem erlebt hatte.

Im kümmerlichen öffentlichen Leben des deutſchen Volks iſt es ſo unendlich wenig,

was der Einzelne mit beſtem Willen und ehrlichem Streben zu wirken und zu erreichen vermag. Aber wie bedeutungslos es ſcheine, ſo liegt doch darin einiger leidige Troſt, daß wir nicht kalt hingeblickt haben auf die Wehen einer kreiſenden Zeit, daß wir theilgenommen haben an ihren Leiden und Freuden. Dann muß ja auch die Geſchichte des Einzelnen gar manchen Keim in ſich tragen, der früher oder ſpäter in der Geſchichte des Volks, in den Gebieten des Staats, der Religion und aller ſocialen Verhältniſſe zur Entwicklung kommt. In dieſer Ueberzeugung habe ich es nicht für zu viel geachtet, von meinen kleinen Erlebniſſen zu reden. Dabei habe ich mich ſelbſt wohl mit manchen Täuſchungen und Irrthümern zum Beſten gegeben; ſchreibe mir aber auch um ſo mehr das Recht zu, die Sünden und Thorheiten Anderer nicht ſchonen zu müſſen.

Wie Mann und Frau ſchon **1834**, als

es die Befreiung aus dem Gefängniſſe galt, unter einer Decke geſpielt haben, ſo auch unter der Decke dieſes Buchs. In der größeren männlichen, wie in der kleineren weiblichen Hälfte ſpiegelt ſich unſere Stimmung aus jener Zeit treu ab. Dieſe Stimmung war vorherrſchend eine heitere, denn wir gaben nie die Hoffnung der baldigen Erlöſung auf. Doch würde uns ein Publikum beſonders erwünſcht ſein, das im flüchtigen Spott die bleibende Liebe zum Vaterlande erkennt, das in der ſpringenden Laune den Ernſt eines bewegten Lebens nicht vermißt, das im Scherz wohl auch den bitteren Schmerz zu finden weiß.

Hottingen bei Zürich, im Herbſt 1845.

W. S.

I.

Schloß Babenhauſen, Herbſt 1834.

So hat mich nun wirklich, im Blindekuhſpiel der geheimen deutſchen Juſtiz, die alte umwundene Themis mit tappender Hand gefaßt, um mich an meinem neuen Beſtimmungsorte unterzubringen. Und wie man zu Nutz und Frommen naturhiſtoriſcher Wiſſenſchaft die erklecklichſten Monſtra in Spiritus ſetzt, ſo muß auch ich die Zahl jener pſychologiſchen Abnormitäten vergrößern, die jetzt zu mehrfachen Exemplaren in den Staatsgefängniſſen unſeres lieben deutſchen Vaterlandes aufbewahrt werden. Nur der Spiritus

iſt ein Artikel, der im Staatshaushalt nicht ſehr im Gebrauch iſt. Ich muß mich alſo mit ordinärer Stubenluft begnügen, und es bleibt mir ſelbſt überlaſſen, in der Retorte, worin ich zum ordentlichen Staatsbürger deſtillirt werden ſoll, ſo viel Geiſt zu entwickeln, als zur Erhaltung meines glücklicher Weiſe ſehr kleinen Körpers von Nöthen iſt. Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen!

Und was iſt's auch Großes um den Verluſt der ſogenannten Freiheit? Ein Deutſcher verliert damit nicht viel. Sie iſt ein Luxusartikel der üppig gewordenen Jugend, an deſſen zeitige Entbehrung man für das herkömmliche bürgerliche Leben nicht früh genug gewöhnt werden kann. Bei dieſer Anſchauung der Sache ſiehſt Du, meine Theuerſte, daß ich zur Zeit nicht ſehr geneigt bin, zum Märtyrer der Anſicht zu werden, die mir die jetzige Ausſicht durch die Stäbe meines vergitterten Fenſters geöffnet hat. Man wird nur zum Märtyrer, wenn man ſich ſelbſt dafür hält; man hält ſich nur dafür, wenn man ſich unglück-

lich dünkt. Ein ſolcher Preis iſt mir zu hoch. Ich mag nicht mit gleichen Füßen in den Sumpf der Melancholie ſpringen, um mir das chriſtliche Bedauern der Altklugen unſerer Zeit zu verdienen, die da ſprechen würden: „Der arme Teufel! Er iſt recht tief hineingerathen. Aber wir hatten es ihm ja vorausgeſagt.“

Iſt es doch auch etwas gethan, ſich den freien heitern Sinn zu bewahren, unter Umſtänden, die auf das Niederdrücken berechnet ſind. Und liegt doch eine eigene Luſt in dieſer Oppoſition, die den beengenden, äußeren Verhältniſſen die Spannkraft des innern Menſchen entgegenſetzt; in der erprobten Fähigkeit, ſelbſt aus dem Stachel des Schickſals einigen Honig zu ziehen. Kann man dies nicht bis zum Ende durchführen, ſo kommt die Ehre des Märtyrerthums ungerufen; bis dahin aber denke ich wie Sir John Falſtaff auf dem Schlachtfelde von Shrewsbury.

Sollte ich Dir indeß über alle Gedanken und Empfindungen, über alle Triebfedern meines Handelns,

die mich endlich in dieſes Schloß Babenhauſen gebracht, ſchulgerechte Auskunft geben, — ich würde ſchlecht beſtehen. Es war eben jener wunderliche Trieb über mich gekommen, der unſern ſtaatsbürgerlichen Erziehungsanſtalten zum Trotz noch nicht völlig ausgerottet iſt, der als Geiſt der Barmherzigkeit den Beutel jener Witwe öffnete, damit ſie ihr Scherflein im Tempel niederlegte, wie er als Geiſt der Wahrheit dem Einen und Andern den Mund öffnet, damit die kühnere freiere Rede über ſeine Lippen fließe. Es hatte mich jene unerſchütterliche Zuverſicht erfaßt, daß das Wort, das die Welt geſchaffen, auch im Echo der Menſchenbruſt nicht alle Kraft verloren hat; daß es noch jetzt, wie am erſten Tage, eine neue Welt zu erzeugen vermag; daß darum auch der Einzelne nicht ermüden darf, an dem Zauberſpruche zu buchſtabiren, der endlich — wenn er erſt den Völkern geläufig geworden — die böſen Geiſter verbannen, die guten erwecken wird. Es hatte mich jener ſeltſame Glaube beſeelt, der den Säe=

mann wohl gar auf den dürren Boden des deutſchen Spießbürgerthums ſeinen Saamen ſtreuen läßt, in der Hoffnung, daß da und dort ein Körnchen wurzele und keime; jenes unnennbare Etwas, das man in der eigenen Bruſt erlebt haben muß, um es zu verſtehen; das ſo viele ausgetrocknete Herzen nimmer begreifen, das aber Du, meine Geliebte, gar wohl begreifſt, wenn Du jener Stunde gedenkſt, da mir Ein Blick aus Deinem feucht erglänzenden Auge für alle Zukunft die Gewißheit gab, daß Du mein geworden in Luſt und Leid, in Noth und Tod. Auch der Eifer um die Wahrheit iſt ja eine Liebe, die noch dazu ihre eigenen Reize hat, da ſie einer verſchleierten Dame gilt. Und es gibt keine unglückliche Liebe! Was die proſaiſche Welt ſo nennt, trägt tauſend Wonnen in ſich, wovon dieſe Welt nichts weiß und nichts erfährt.

Aber ich wollte Dir erzählen, wie ich es hier gefunden. In allen Dingen kommt viel auf den Anfang an; und da es dem Menſchen gegeben

iſt, den erſten Eindruck zu beherrſchen, wenn die- ſer ihn nicht allzu unvorbereitet trifft, ſo kann er einigermaßen ſeines Schickſals Schmied werden. Auf der einen Seite der ſchaffende Menſchengeiſt, auf der anderen Seite die Welt mit ihren Ein- richtungen, das Werk des großen unbekannten Werkmeiſters und aller Geſellen, die ihm hinein- gepfuſcht haben — ſie ſtehen nicht ſchroff und ab- geſchloſſen einander gegenüber. Es kommt darauf an, wer das Prävenire ſpielt; wer zuerſt den Stempel erhebt, um das dauernde Gepräge zu beſtimmen. Trägt doch ein Jeder von uns ſeinen Ritter Don Quixote in ſich herum; und der feſte Vorſatz, in einer ungeſchlachten Bäuerin eine reizende Dulcinea zu finden, kann noch immer Wunder thun.

So hatte ich mir denn vorgenommen, meinem Kerker eine freundliche Seite abzugewinnen, der Behauptung zum Trotz, daß es in aller Welt kein ſchönes Gefängniß gebe. Hätte ich die Wände dieſes Gefängniſſes feucht und naß gefunden,

vielleicht wären mir die Thränen der Verfolgten in den Sinn gekommen, die wie der fallende Thau erſt in zahlloſen Tropfen zur Erde ſinken, ehe ſie die ſteigende Sonne emporzieht und zu Wetterwolken ballt, aus denen endlich der rächende Blitz das Haupt der Verfolger trifft. Und ſelbſt im Gedanken an dieſe etwas umſtändliche Juſtiz hätte mein deutſches Gemüth Beruhigung gefunden, und mein Auge wäre trocken geblieben. Müßte ich als entfernter Hochverräther, ſtatt im comfortablen Bette auf harter Streu ſchlafen, ſo hätte ich an die große Dampfmaſchine des Staats gedacht, worin ſo viele tauſend Flegel — collegialiſch und bureaukratiſch — das leere Stroh dreſchen, um ihrer Arbeit keinen Dank zu haben; und eines beſſeren Strebens mir bewußt, wäre ich ſanft auf dem geſetzlichen Stroh entſchlummert, das mir die Hand der diſtributiven Gerechtigkeit als erſprießliches Reſultat ihrer Bemühungen zugewieſen hätte.

Aber ſolche Troſtgründe habe ich gar nicht nöthig. Alles Stroh iſt in den Acten geblieben,

und mein Bett iſt aus federweichen Matrazen und Kiſſen wohl zuſammengeſetzt. Die vierſeitige Rechtsſphäre, worin ich bei hinlänglicher Stabilität einer gemeſſenen Bewegung mich zu erfreuen befugt bin, iſt ein leidliches trockenes Zimmer, in dem ich nun plötzlich die politiſche Quadratur des Cirkels gelöſt finde. Denn ich neige immer mehr zu der Meinung hin, daß der vollkommenſte Staat die größte Aehnlichkeit mit einem Kerker hat. Hier komme ich nun in die Lage, aus meiner Rechtsſphäre in eine fremde überzuſpringen, woraus doch in der gemiſchten bürgerlichen Geſellſchaft alle Noth und aller Wirrwar entſpringen. Hier ſpricht ſich die Macht der Ordnung rein und poſitiv, faßlich und handgreiflich aus. Kaum habe ich die äußerſte Grenze meines Rechtsgebietes erreicht, ſo bin ich durch die Eiſenſtangen des Fenſters an die geſetzlichen Schranken nachdrücklich erinnert. Ich merke da wenigſtens, daß man nicht aus noch ein kann; und das iſt ja Alles, was ſich von einer klaren Geſetzgebung erwarten läßt.

Vor mir ſehe ich ein beſcheidenes Stück der ſogenannten freien Natur, in ihrem ſchon etwas herbſtlich abgeſchoſſenen grünen Unterkleide, und ihrem Schlafrocke von ordinärem deutſchem Himmelblau. Freilich hat dieſe Ausſicht das eiſerne Fenſterkreuz zum beſtändigen, ziemlich monotonen Vordergrunde. Aber dies weckt chriſtliche Gedanken und erinnert mich, daß ja auch die Welt da außen, wie das Thier, das die Säcke zur Mühle trägt, ihr Kreuz auf dem Rücken hat. Nebenbei regt ſich einiger Stolz in mir, wenn ich mir vorſtelle, wie mich die Leute unten mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt ſehen; mit der zweiten Auflage eines Ordens, der nun einmal in jeder Geſtalt für die verlorenen Poſten im Freiheitskampfe beſtimmt iſt.

Aber darauf beſchränkt ſich nicht einmal meine Ausſicht. Wie auf der einen Seite die ungehobelte Natur, ſo ſtellen ſich mir auf der andern Seite die Segnungen der Civiliſation dar. Ein zweites Fenſter läßt mich nämlich in den mit

Gebäuden umſchloſſenen Hof des Gefängniſſes ſehen. Dann und wann ſpazieren hier meine Mitgefangenen auf und ab, in die graue Farbe des Juſtemilieu gekleidet. Ein ſolches Gefängniß iſt eine Anſtalt, worin die Leute moraliſch geſtreckt oder abbrevirt werden, um wieder in die bürgerliche Geſellſchaft zu paſſen; und ſo präſentirt ſich mir das mit dem Storchſchnabel verkleinerte Bild des Staats ſelbſt. Darum läßt man vor Allem den höchſt nothwendigen Unterſchied der Stände in die Augen ſpringen. Es gibt hier zwei Claſſen von Menſchen: Solche, welche nicht frei ſind und Ketten tragen: und ſolche, welche nicht frei ſind und keine Ketten tragen. Uebrigens ſpinnen die Leute unten ſich ſelbſt den Faden ihres Schickſals, und zwar in gewöhnlicher Schaafwolle; bis endlich die Themis mit ihrem antiken Schwerte, das durch die fortgeſetzte Civiliſation zum gebräuchlichen Barbiermeſſer abgeſchliffen iſt, den Faden zerſchneidet, um die Leute — ſattſam geſchoren — im neuen bürgerlichen Leben wieder auferſtehen zu laſſen.

Sechs Tage in der Woche müſſen ſie Wolle ſpinnen, und am ſiebenten Tage — denn es gilt um die gleichzeitig weiſe Befriedigung der materiellen wie der ideellen Intereſſen — werden ſie in die Kirche getrommelt. Zwar meinen unſere Staatsmänner, weil einmal zu Amphions Zeit das Räthſel der Organiſation in der alten Leyer geſteckt, daß es jetzt noch darin ſtecken müſſe; doch haben ſie für den Militärſtaat eine Ausnahme gemacht, und das Princip der legitimen Ordnung in's Kalbsfell fahren laſſen. Darum gehen auch in dieſem Militärgefängniſſe alle Funktionen des kleinen Staatskörpers — Beten, Schlafen, Eſſen und was ſonſt einem ordentlichen Menſchen Noth thut — nach den muſikaliſchen Tönen des Tambours, unter dem Zepter des Trommelſchlägels von ſtatten.

Der Eingang zur beſagten Kirche liegt mir gerade vor Augen. Ueber ſie hinaus erhebt ſich, nicht allzu hochmüthig, ein Thurm mit einer Wetterfahne, die auch mir die Moral dieſer Zeit

predigt. Aber ſie thut es bei jedem Winde in ſo ſchrillendem ſchneidendem Tone, daß ich der Bekehrungsverſuche dieſer Hofpredigerin gern überhoben wäre. Etwas tiefer unten verkündet mir die alte Thurmuhr den gemeſſenen Paradeſchritt der Zeit. Gleich der übrigen Welt merke ich nur an einem neuen Schlage, daß ſie von der Stelle gerückt iſt. Dieſe Uhr ſpricht ſich äußerſt deutlich und vernehmlich aus, in ſo langſam gezogenen Tönen, daß ein guter Theil der Stunde ſchon vorüber iſt, ehe noch ihre Geburt verkündet wurde. Es iſt eine Uhr von ächt deutſchem Charakter: ſie vertreibt ſich die Zeit damit, der Welt zu erzählen, was an der Zeit iſt, indem ſie es übrigens beim Alten bewenden läßt.

Und nun, meine Liebe, beſieh Dir mit mir das Innere des Gebiets, worin ich als Selbſtherrſcher ſchalte und walte. Ich habe meinen vollſtändigen Hofſtaat. Als Kammerherrn und Mitteſſer umſummt mich eine Wolke von Stubenfliegen, und hüllt mich in den ordnungsmäßigen

Majeſtätsnimbus ein. Wie ich hier am Tiſche ſitze, um Dir zu ſchreiben, hängt mir gegenüber ein zierlicher Kanarienvogel an der Wand, in gelbfiedriger Hofuniform. Da ſteckt alſo ein Käfig im andern, wie die Gerechtſame des Bürgers und Bauers in denen ihres unverantwörtlichen Souverains. Das Vieh, das mein Unterthan iſt, zeigt ſich ſehr wohlgezogen. Ich darf ihm immerhin die Thüre öffnen: ſeinem bürgerlichen Berufe treu fährt es fort, von einem Stängchen auf's andere zu hüpfen. Das iſt die Macht der guten Erziehung im Geiſte des monarchiſchen Princips, die wir auch bei unſern Landsleuten zu bewundern Urſache fanden, als ihnen die Göttin Gelegenheit die Thüre geöffnet hatte. Sie haben nach wie vor das Lied von der göttlichen Freiheit geſungen, und ſind ſchließlich in ſtummes Erſtaunen gerathen, als der Käfig, auf dem bekannten Wege der allmäligen Reform, ganz ſachte wieder geſchloſſen wurde. Weil mein Vogel im Geiſte des Sprichworts pfeift: weſſen Brod ich eſſ', deſſen

Lied ich ſing', betrachte ich ihn zugleich als Hof⸗kapellmeiſter, Hofkomödianten und Hofkaplan. Es kommt ja in der Hauptſache auf Eins hinaus; und jedenfalls entſpricht die Cumulation dieſer Stellen meiner etwas ſchmalen Civilliſte. Leider habe ich ihm ſeinen wilden Geſang noch nicht völlig abgewöhnen können, gehe aber ernſtlich da⸗mit um, ihn nach und nach ein modulirtes Vivat pfeifen zu lehren.

In den Ecken meines Zimmers weben wohl⸗genährte Spinnen. Es ſind meine richterlichen Behörden. So weit ich ſie mit dem Spinnen⸗beſen nicht erreichen kann — denn die Stube iſt hoch — genießen ſie verfaſſungsmäßig der vollen richterlichen Unabhängigkeit. Uebrigens qualifici⸗ren ſie ſich trefflich für politiſche Unterſuchungen, da ſie — wenn auch nicht a priori — doch rein aus ſich ſelbſt das Netz herausſpinnen, worin die Delinquenten gefangen werden ſollen.

Aber leider bleiben auch mir die Regierungs⸗ſorgen nicht aus! Dann und wann läßt ſich

hinter dem Getäfel der ſcharfe Zahn eines Nagethiers hören, und ſchreckt mich aus meiner Ruhe auf. Es ſind die Wühler in meinem Staatsgebäude; die unterirdiſch Conſpirirenden; die ſchwarzen Geſellen, die, vom Fettgeruche meiner Civilliſte angezogen, auf allgemeine Gütergemeinſchaft ausgehen. Wüßte ich nur genau genug die Schlupfwinkel dieſer Demagogen, um ſie in's Verhör zu nehmen. Wegen des Geſtändniſſes wäre ich gar nicht verlegen. Ein Berg von Unterſuchungsakten ſollte ſich über ihnen aufthürmen, und der Berg die Maus gebären. Aber es geht mir ſchlecht. Zwar habe ich eine Katze im Zimmer, doch das Thier iſt noch jung und unerfahren. Möglich wäre es auch, daß ich ſie bisher allzu gut gefüttert hätte. Ich werde ſie auf ſchmale Koſt ſetzen, damit ſie um ſo eifriger auf die Denunciationsgebühren ausgehe.

Von Preßfreiheit weiß man hier glücklicher Weiſe nichts. Dagegen herrſcht vollkommene Denkfreiheit, die ich indeß um ſo leichter als Monopol

ausübe, da meine glücklichen Unterthanen ſchlecht-hin keinen Anſpruch darauf machen. Und gewiß hat es ſeinen eigenthümlichen Reiz, in der aller-geſchloſſenſten Geſellſchaft mit ſich ſelbſt allein zu ſein, und ſeine Gedanken nach allen Richtungen in's Freie auslaufen zu laſſen. Bin ich damit nicht beſſer daran als ihr Anderen, die Ihr auf ſogenannten freien Füßen umherwandelt? Ihr meint denken zu können, was Ihr wollt und merkt es nicht einmal, daß Ihr nur denkt, was Ihr müßt.

Nur eine Nothwendigkeit beherrſcht hier mein inneres Leben. Es iſt die traurig-ſüße Nothwen-digkeit, Deiner zu gedenken, meiner guten alten Mutter, meiner wackeren Freunde. Da zuckt mir freilich zuweilen der Schmerz der Trennung durch die Nerven. Aber das ſind Seelenſchmerzen, wovon die Dame Juſtitia nichts weiß. Spricht ja Deine Namensſchweſter, die peinliche Caro-lina kein Wörtchen davon; während ſie mit der liebenswürdigſten Naivetät von glühenden Zangen,

vom Pfählen und Viertheilen plaudert; ganz an=
ders wie die zarten Fouqué'ſchen Ritterfräulein,
welche doch auch einigen Beiſchmack vom golde=
nen Mittelalter haben ſollen. Aber ſeien wir
nicht undankbar. Wünſchen wir uns und unſerer
Civiliſation Glück dazu, daß man uns nicht mehr
den Bauch aufſchlitzt, um die Eingeweide aus
dem Leibe zu ſpinnen. Mag immerhin eine plumpe
Fauſt in das Gewebe eingreifen, das die Seelen
verbindet, mag man den wirren Knäuel der Geſetze
in hergebrachter Weiſe abhaspeln, mag da und
dort auch eine Faſer zerreißen, an welcher ein
Herz verblutet: es iſt ja kein Blut, das einen
Fürſtenmantel beflecken könnte.

Gute Nacht, meine Liebe!

I.

Babenhauſen, im September 1834.

Du ahneſt wohl nicht, mein Theurer, daß ich ſeit geſtern in Deiner Nähe bin? Ich bin Dir von Darmſtadt, nachdem ich ſeit unſerer Verheirathung zum achtenmale unſere Siebenſachen zuſammen gepackt hatte, nachgezogen in das einſame ländliche Städtchen, bis vor die Pforten Deines Schloſſes, das ich zu belagern gedenke. Aber welche Waffen ſtehen mir zu Gebot? Soll ich es vom Widerhall meiner Klagen erzittern machen, mit meinen Thränen unter Waſſer ſetzen? Nein,

ich wäre Deiner unwerth, ließe ich mich nieder-beugen.

Man hat mir ſtreng unterſagt, den Bereich der Feſtung zu betreten. Ein Individuum des „ſchwachen Geſchlechts" wird zum Gegenſtand der Furcht für eine ganze militäriſche Beſatzung! Ich ſtehe mit ihr auf einem paſſiven Kriegsfuß. Hinlänglich iſt dafür geſorgt, daß ſich kein freund-liches Verhältniß zwiſchen mir und dieſen rauhen Kriegern anknüpfen läßt: erſcheint doch, um Dein tägliches Brod, d. h. Hausmannskoſt, bei mir ab-zuholen, alle Tage ein anderes Geſicht; eine ſo-genannte Ordonnanz, der das Geſetz noch oben-drein einen Maulkorb angelegt hat. Dieſe ſtum-men dienſtbaren Geiſter, oder vielmehr Maſchinen, müſſen, ſo erfuhr ich, das, was ich ihnen einhän-dige, durch eine andere Mittelsperſon an die Cen-ſurbehörde abliefern. Und dieſe Cenſur iſt ſtreng, ſie ſtreicht nicht allein, ſie zerſchneidet und zerreißt auch, um Worte des Lebens im Brode zu finden, und Geiſt im Fleiſch der Schöpſen und Kälber.

Unſere Correſpondenz iſt, wie ſich das hier von ſelbſt verſteht, ebenfalls der Cenſur des Herrn Kommandanten unterworfen. Doch ich weiß, Du verſtehſt auch zwiſchen den Zeilen zu leſen, und das verſteht glücklicher Weiſe die Cenſur noch nicht.

Du beſchreibſt mir Dein ſogenanntes Gefängniß — ein wirkliches ſcheint es für dich nicht zu geben — und Deinen Hofſtaat, mit dem Du es ja weiter gebracht haſt, wie jeder andere Alleinherrſcher, bis zu vier- und ſechsbeinigem. Da ich vermuthe, daß in Deinem Staate mehr anarchiſche als monarchiſche Principien vorwalten, ſo wird ſich die ſämmtliche Unterthanenſchaft unter einander aufzehren, umgekehrt wie anderwärts, wo ſie von oben herab aufgezehrt wird.

Mein freiwilliges Gefängniß, von dem ich mich nicht eher trennen werde, bis Du Dein unfreiwilliges verläſſeſt, beſteht in zwei ländlichen Stübchen, vor deren Fenſtern an einem idylliſchen Bache ein ungeheurer Nußbaum ſteht, gerade als

hätte die barmherzige Juſtiz ſelbſt ihn dahin ge-pflanzt, um mir den Anblick der Feſtung zu er-ſparen. Dieſer coloſſale grüne Lichtſchirm erlaubt mir nun nicht Dich, Licht meiner Augen, zu er-blicken, wenn es Dir zuweilen vergönnt wird, auf dem Walle friſche Luft zu ſchöpfen, die aber für Dich, wie ich höre, von der Luft, welche die übrige Welt umgibt, durch Wachen abgeſperrt wird. Traut man Dir etwa zu, Du würdeſt mir nichts dir nichts über Wälle und Mauern ſetzen?

Könnteſt Du mich jetzt ſehen, hinter meinen Retorten, Gläſern und ſonſtigen chemiſchen Appa-raten, Du würdeſt glauben, ich ſei unter die Blau-ſtrümpfe gegangen. Fürchte nichts der Art. Ich will nur unterſuchen, auf welche verſchiedene Weiſe ſich harte Metalle ſchmelzen laſſen; ob nicht Schwe-fel, Scheidewaſſer, Goldwaſſer und wie das Alles heißt, einen ſchärferen Zahn haben als den der Zeit, auf den man unter gegebenen Verhält-niſſen nicht warten kann. In Darmſtadt habe

ich's mit meinen Verſuchen nicht weiter gebracht, als daß ich die unter meinem Fenſter im Garten hängende Wäſche verbrannte. Aber Du ſiehſt, ich laſſe mich ſo leicht nicht abſchrecken.

Du biſt ſtolz auf Dein eiſernes Kreuz. Meine Phantaſie malt es mir wie einen Alp, der Tag und Nacht auf Deine Bruſt drückt, und Tag und Nacht ſinne und denke ich, wachend und träumend ſpinne und webe ich an dem Plane, Dir dieſes Kreuz tragen oder — brechen zu helfen. Nächſtens mehr darüber.

In Deinem heutigen Briefe haſt Du mir, mein Geliebter, einen Strauß heiterer Blüthen gereicht, der mich wahrhaft erfriſcht hat und mir die Trennung von Dir erleichtert. Aber da mußteſt Du ihm noch zuletzt eine düſtere Blume, noch ein bitteres Kraut beifügen! Ja, der Schluß Deines Briefes hat mich traurig gemacht. Deine Stimmung bedingt die meine. Fällt der Barometer bei Dir, ſo gibt's Regen bei mir. Du wirſt doch nicht, während ich nicht bei Dir bin,

das Lachen verlernen, das herzliche Lachen die ganze Tonleiter hindurch? Deine jetzt manchmal weinende Hälfte, die Dich viel tauſendmal grüßt, würde Dich dann nicht wieder erkennen.

II.

Alſo Du mir ſo nahe, entfernte Hochverrätherin? Und doch habe ich von Deiner Nähe kein ſympathetiſches Singen und Klingen in den Ohren verſpürt? Wie haſt Du geſchlafen im neuen Wohn-, Muſen- und Mußſitze? Die Müdigkeit von der Reiſe, vom Ein- und Auspacken zum achten Male, ſeit wir als vierfüßiges Ehethier jede Laſt gemeinſchaftlich tragen ſollen — ſie hat Dir wohl frühe genug die Augen geſchloſſen? Dennoch wünſche ich, daß Du — je eher je lieber — zum neunten Male packen müßteſt:

„Drei Mal drei, das Neune macht,
Und der Zauber iſt vollbracht.“

Zum Zeichen Deiner ſegensreichen Nähe ſchicke ich Dir hier zwar kein vierblätteriges aber doch ein fünfblätteriges Kleeblatt, das ich auf dem Walle dieſes verwünſchten Schloſſes eigenhändig gepflückt habe. Bedeutet es nicht fünf Jahre Gefangenſchaft, ſo muß es wohl etwas Gutes bedeuten. Es läßt ſich ja aus einem fünfblätterigen Kleeblatte ſo leicht ein vierblätteriges machen, und es iſt ſchon gut genug, wenn man nur ſeines Schickſals Meiſter bleibt.

Darum lebe die Chemie! Dieſe Scheidekunſt ſoll uns, die Geſchiedenen, wieder vereinigen helfen. Als ich in mein jetziges Quartier gebracht wurde; hatte ich Mühe, mein Geſicht in ernſthaft anſtändige Falten zu legen. Unter überflüſſig ſtarkem Geleite war ich aus dem Unterſuchungsgefängniſſe zu Darmſtadt in dieſem Babenhauſen angekommen. Mit dem Kutſcher, der mich geführt, ward in meiner Gegenwart abgerechnet. Ich verſprach ihm meinerſeits ein Trinkgeld, wenn er mich erſt wieder zurückgebracht habe. Dieſe Leichtfertigkeit, womit meine Vorſtellung über die fünf

Jahre Gefängniß wegzuhüpfen ſchien, auf welche die geſtrenge Juſtiz ſo ſicher zählt, machte — ſo hoffe ich — den gewünſchten Eindruck. Die klugen Leute, die mich eingeſperrt, halten mich nun wohl für einen gefangenen Gimpel, der ſich mit ſupra-naturaliſtiſcher Reſignation in ſein unverdientes Dieſſeits ergibt; und ich bin bemüht, dieſer guten Meinung jeden Vorſchub zu leiſten, indem ich eine gewiſſe Zufriedenheit mit meiner Lage zur Schau trage. Dies kann ich um ſo leichter, da ich ja ſchon ein gutes Theil der Mittel, die mir zur Befreiung helfen ſollen, in Sicherheit habe.

Denn nach der Abfertigung des Kutſchers ging es an eine Durchſuchung des verhängnißreichen Koffers, auf deſſen geheimnißvollem Grunde unſer gerechtes Mißtrauen in die Gerechtigkeit, ſo wie Deine beſondere Handfertigkeit ſchon bei Zeiten einige Klingen von Handſägen, auch Leinwand und ſogar Reiſegeld zu verſtecken gewußt hatte. Daß ſich die geheime Juſtiz nie um den

Grund bekümmert, wußte ich ſchon von meiner Verurtheilung her; und ſo ließ ſie auch den des Koffers außer Acht. Von ſonſtigem Inhalte war es nur ein Fläſchchen mit ächter Biſchofeſſenz, worin der Scharfſinn des Viſitators eine verdächtige chemiſche Subſtanz zu entdecken vermeinte. Nachdem er ſich aber riechend von der Aechtheit überzeugt und ich ihn höflich eingeladen hatte, demnächſt mein Gaſt zu ſein, war die Sache abgethan. Und da nun die reagirende Partei in Beziehung auf chemiſche Reagentien das Ihrige gethan hat, ſo lebe ich um ſo mehr der Hoffnung, daß ſie es nicht bemerken wird, wenn Du mir mit aufgelöstem Alaun zwiſchen den Zeilen ſchreibſt. Gleich wenig wird ſie es bemerken, daß ich Dir — in Ermangelung einer andern Flüſſigkeit — mit der in meinem eigenen Körper bereiteten antworte.

Was übrigens deine Schwefel, Scheidewaſſer u. dgl. betrifft, ſo gebe ich darauf nicht viel. Etliche Zolle Eiſen ſind ein ſtandhafter Körper. Da iſt's am beſten, dem Zahne der Zeit mit dem der

Säge zu Hilfe zu kommen. Ich vertraue alſo auf den geheimen Inhalt unſerer Kiſte. Erinnerſt Du Dich noch, wie es damit gegangen? Wie uns vor der Abfahrt aus Darmſtadt die argloſen Diener der Gewalt denſelben Koffer haben packen helfen, der die Inſtrumente der Befreiung enthält? Und wenn dieſe Befreiung gelingt, iſt es dann nicht eine köſtliche Ironie des Schickſals, daß uns die Diener der Juſtiz ſelbſt die Mittel reichen mußten, wodurch wir die Sünde, die ſie an uns begangen hat, wieder gut machen? Da hätten wir denn auch eine höhere Gerechtigkeit, vor welcher die niedrige der geheimen Juſtiz zu Schanden würde, wir hätten eine Nemeſis, zwar nicht mit tragiſch ernſthaftem, aber doch mit ſpöttiſch lächelndem Geſicht.

Nach Allem, was wir ſchon weislich vorbereitet, meinſt Du dennoch, daß ſich eine düſtere Stimmung am Schluſſe meines Briefes ausgeſprochen? Nicht doch! Es hat wenig zu bedeuten mit dieſen flüchtigen Schatten, die ſich zuwei-

len vor die Seele lagern. Hinter den Schatten ſieht es doch heiter aus. Auch gehe ich nun ernſtlich damit um, mir alle beſonderen Gedanken an Dich abzugewöhnen; Dich als indifferentes Publikum, als verehrte Leſerin in abstracto zu betrachten. Bringe ich's dahin, ſo habe ich Hoffnung, überhaupt nicht viel mehr zu denken; und dann bin ich offenbar im erſten Stadium bürgerlicher Beſſerung.

Ganz im Irrthum biſt Du auch, wenn Du meinſt, daß ich in der gezwungenen Einſamkeit das laute herzliche Lachen verlerne. Iſt denn nicht das allerluſtigſte Buch von der Welt, die unverſieglichſte Quelle der Heiterkeit im Gefängniſſe entſprungen? Da liegt er im Bilde vor mir, der Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, der wackere krummnaſige Spanier. Wie die franzöſiſche Revolution, ſo hat ſein Don Quixotte le tour du monde gemacht, um Erſchütterungen hervorzubringen. Es ſind nur Erſchütterungen des Zwerchfells, aber jede derſelben iſt eine heilſame

Revolution des Individuums, wodurch der tyranniſch herrſchende Kummer und ſeine legitime Gemahlin, die Sorge, vom Throne geſtürzt werden. So iſt immer der ächte Genius, in welche Form er ſich ergieße, ein Befreier und Erlöſer. Und auch dieſer Erlöſer hat ſein Kreuz tragen, hat den Druck eines harten Schickſals empfinden müſſen. Aber hätte er ſeinen Don Quixotte ſchaffen können, wenn er nicht den Kelch des Lebens bis auf die Hefe geleert hätte?

Ich leſe täglich einige Kapitel in dieſem trefflichſten aller Bücher. Es iſt die beſte literariſche Gefängnißkoſt und allen Leuten meiner Lage ſehr zu empfehlen. Einiges Bedauern, deſſen wir uns mit dem oft geſchlagenen Junker nicht erwehren, macht die Sache noch pikanter. Aber iſt er denn ſchon definitiv geſchlagen, dieſer letzte Ritter und Held des Mittelalters? Ach nein! Das Kriegsglück hat ſich gewendet, er ſchlägt uns. Statt im Sattel, ſitzt er nun auf dem Throne und reitet das — Volk. Er wird es vielleicht noch

lange reiten, es iſt ſchier geduldiger als Sancho's hölzerner Eſel, der doch Feuer gefangen und Pulver geſpieen hatte.

Das Lachen iſt ſo rein menſchlich, daß ſogar die rohen ungezogenen Völker, die dem lieben Vieh noch etwas näher als wir ſtehen, meiſt nur ernſten und trübſeligen Antlitzes einherſchreiten. Allein ob es gleich im Rouſſeau'ſchen Naturzuſtande nicht ſehr gebräuchlich ſein könnte, ſondern weſentlich ein Produkt der ſchlechten Geſellſchaft iſt — vielleicht ein Erſatz für die Plagen, womit ſie uns heimſucht — ertappe ich mich doch zuweilen auf einem lauten Sologelächter. Dann gerathe ich zwiſchen den leeren Wänden wohl über mich ſelbſt in einiges Erſtaunen und fange an, auf ächt deutſche Weiſe und mit ſerieuſem Geſichte dieſes Lachen zum Gegenſtande einiger Betrachtungen zu machen, wie z. B.:

Vom Lachen.

In Phyſiologie und Pſychologie iſt noch zu wenig Theilung der Arbeit. Gäbe ſich der Eine

und Andere mit genauerer Beobachtung beſonderer Erſcheinungen ab, wir würden dann über die gewöhnlichſten Aeußerungen menſchlicher Lebensthätigkeit, wozu vor Allem das Lachen gehört, ſchon mehr im Reinen ſein. Mit der Praxis des Lachens ſteht es immer noch leidlich genug. Obgleich ſchon der ſtrenge Hobbes über alle Lachenden den Stab gebrochen, hat es damit eben ſo guten Fortgang, als mit Verbreitung der demokratiſchen Anſichten, die derſelbe Philoſoph mit ebenſo ſchlechtem Glücke in den Bann gethan. Es ſcheint alſo, daß das Eine und Andere gleich natürlich und gleich anſteckend iſt. Allein die Meiſten ſind bloße Empyriker: ſie wiſſen nicht was ſie thun. Verſuchen wir es alſo mit deutſcher Gründlichkeit; thun wir, unbekümmert um den Erfolg, unſere wiſſenſchaftliche Schuldigkeit, käme auch ſchließlich nichts Geſcheuteres heraus, als etwa für das Gähnen die Definition wäre, daß es „eine Abſpannung der Nerven ſei und eine Aufſpannung des Mundes.“ Doch wollen wir uns

keineswegs mit dem gemeinen Lachen befaſſen, das durch einfache Handarbeit, durch bloßes Kitzeln, erzeugt wird; ſondern mit jener höheren Sorte, die im Element des Komiſchen ihre Quelle hat.

An jedem Menſchen, der einigermaßen bei ſich iſt, ergeht herkömmlich die Forderung, daß ſein Wille vom Verſtand ſich leiten laſſe, daß er beſonnen die Natur der Dinge erforſche und einer leidlich richtigen Erkenntniß gemäß in die Außenwelt handelnd eingreife. Hat er aber dieſe Natur der Dinge nicht erkannt, handelt er ihr mit wirklicher oder ſcheinbarer Willkühr entgegen, thut er alſo das Unverſtändige: ſo kann aus die-dieſer Anſchauung des Zwieſpalts menſchlicher Freiheit mit äußerer Nothwendigkeit und objektiver Gewißheit, die Vorſtellung des Lächerlichen entſpringen. So lachen wir, wenn Falſtaff, den Sekt vom Munde wiſchend, feierlich betheuert, daß noch kein Tropfen über ſeine Zunge gekommen; wenn Don Quixotte die Schafe als Ritter, Prinzen und Fürſten behandelt, was vielleicht um-

gekehrt gar nicht lächerlich wäre u. dgl. Der Erkenntniß dieſes Zwieſpalts entſpricht nun das Lachen ſelbſt, als leibliche Wirkung der Vorſtellung eines Lächerlichen. Gerathen doch bei heftiger Erregung ſchier alle Organe des menſchlichen Körpers in zwieſpältig anarchiſche Bewegung. Die Bewegungsnerven wirken ſympathiſch auf die Empfindungsnerven, beſonders in der Mitte des Leibes, in der Gegend des Zwerchfells, wodurch das kleine Königreich Menſch in zwei beiläufig ziemlich gleiche Provinzen getheilt wird, und wohin die gewöhnliche Vorſtellung den Sitz des Lachens verlegt. Die Empfindung der Lacherſchütterung kann hier, hätte es auch mit dem Todtlachen keine Gefahr, bis zum heftigen Schmerze ſich ſteigern. Was iſt da Beſſeres zu thun, um der anarchiſchen Bewegung Meiſter zu werden, als daß man in äußerſter Extremität des Lachens auf den Bauch ſich legt, um den revolutionär aufgeregten Menſchen von neuem auf ſeinen Mittelpunkt zu befeſtigen? Es iſt alſo wie bei politi-

ſchen Revolutionen, wo die Conſervativen Alles gewonnen haben, wenn nur das empörte Volk wieder auf den Bauch zu liegen kommt.

Dieſe Aehnlichkeit iſt groß genug, um bekanntlich eine gewiſſe hiſtoriſche Schule alles Ernſtes behaupten zu laſſen, daß die ganze franzöſiſche Revolution herbeigeſpottet und herbeigelacht worden ſei. Eine ſolche Behauptung iſt nicht ohne, wenn man nur das Lachen der Verzweiflung, wie es bei der hungernden Canaille ſich finden mochte, mit begreift. Es gibt noch eine andere Aehnlichkeit. Das Lächerliche und die Umwälzungen entſtehen nur, wo ſich die Willkühr mit der Natur der Dinge in Widerſpruch ſetzt. Und wie bei der Revolution von keiner eigentlichen Auflöſung des Staatskörpers die Rede iſt, ſondern vielmehr deſſen Krankheitsſtoffe ſich ausſcheiden und die Elemente zu friſcherem Leben in ein beſſeres Gleichgewicht ſich ſtellen; ſo geſchieht es auch, pſychiſch und phyſiſch, beim lachenden Menſchen. Durch die Erſchütterung nach oben wird die

Seele jeder drückenden Laſt enthoben, und dieſe pſychiſche Wirkung iſt gleichſam ſymboliſch vom ſchnelleren Ausſtoßen des Athems begleitet. Durch die Erſchütterung nach unten entſteht eine bedeutende leibliche Wirkung auf Magen und Eingeweide, wodurch die Verdauung gefördert wird, ſowie die Secretion jener phyſiſch drückenden Stoffe, die ſich ſo wenig mit dem menſchlichen Körper dauernd und heilſam verſchmelzen laſſen, als priveligirte Stände, Claſſen und Perſonen mit dem politiſchen Körper.

Wer etwa dieſe phyſiſche Wirkung des Lachens bezweifelt, verſuche es damit unmittelbar nach dem Eſſen. Er wird die Energie des Magens mächtiger angeregt fühlen, als von einem noch ſo langen Spaziergange mit ernſthaftem Geſichte. Auch wird dies durch die Erfahrung beſtätigt, daß zumal dicke Leute viel und ſtark lachen. Iſt freilich eine ſolche größere Maſſe einmal in Schwingung gerathen, ſo erklärt ſich ſchon aus der Kraft der Trägheit die längere Dauer und größere Heftig-

keit. Allein die leichtere Anregbarkeit zum Lachen iſt daraus nicht zu erklären. Dieſe iſt nur dadurch bedingt, daß Mutter-Natur den Einen vor dem Anderen innerlich mit mehr Lachtrieb ausgeſtattet hat, der nun in ſeiner Aeußerung den Appetit fördert und die Zunahme an leiblichem Umfang. Der Letztere iſt mithin eine bloße Alluvion, die einer in der Tiefe wurzelnden Grundkraft ihr Daſein verdankt; es iſt alſo darin eine Herrſchaft des Seeliſchen über das Leibliche zu erkennen, die nur der eingefleiſchteſte Materialiſt in Abrede ſtellen könnte. Mancher Mann, der zwiſchen Bruſt und Beinen die gewöhnlichen Schranken des Daſeins überſchreitet und vielleicht irrig meinte, daß der Leib als Hauptſache und alles weitere Ich als Acceſſorium zu betrachten ſei: mancher Mann ſolcher Art dürfte darum ſelbſt unmittelbar nach der Mahlzeit die Hand auf den Bauch legen und alſo ſprechen: „Ich bin nicht dein Sklave, ſondern du biſt mein Werk und hervorgegangen aus meiner innerſten Individualität, wodurch ich a

priori zum irdiſchen Träger des Erhabenen beſtimmt bin."

Bei dem unzweifelhaften mediciniſchen Nutzen des Lachens, und wenn erſt die Heilkunde mehr pſychiſch geworden iſt, wird es wohl geſchehen, daß unter den Arzneien auch „Voltaire'ſcher Teufelsdreck," „Lichtenbergiſches Bitterſalz" u. dgl. ihren Platz finden. Dann werden die angehenden Doctoren ſo gut in der ſchönen Literatur als in der Medicin examinirt werden; die Apotheken und Leihbibliotheken kommen dann nebeneinander zu ſtehen, und die deutſche Cenſur wird darin einen neuen Grund für die Rechtmäßigkeit ihrer Exiſtenz und für größere Strenge finden, da ſie ſich fortan in Wahrheit als Geſundheitspolizei betrachten dürfte.

Alles Komiſche ſetzt die Vorſtellung eines Unverſtändigen, darum eines Zweckloſen oder Zweckwidrigen voraus. Wir lachen alſo nicht über uns ſelbſt, ſo lange wir ſelbſt im Handeln begriffen ſind, weil wir nicht abſichtlich das Unver-

ſtändige thun. Dies iſt erſt möglich, wenn wir ſpäter das eigene Handeln zum Gegenſtand der Betrachtung machen und zugleich eine andere Erkenntniß gewonnen haben. Das Ueberſichſelbſtlachen ſetzt alſo ein Fortſchreiten voraus und wer ſich deſſen ernſtlich beſtrebt, nimmt es darum auch am wenigſten übel, wenn aus Gründen über ihn gelacht wird. Zugleich gibt der verſtändig Fortſchreitende herzlich gern ſeine eigenen ſchwachen Seiten zum Beſten; und es iſt ein ſicheres, vielleicht das einzige untrügliche Zeichen, daß man in Wahrheit klüger geworden, wenn man über ſeine früheren Thorheiten aufrichtig mitlacht. Sagt alſo Göthe, daß der ſchlecht iſt, der ſich nicht ſelbſt zum Beſten halten kann, ſo ſagt er zu viel; aber mit Recht darf man behaupten, daß er unverſtändig iſt. Vor Allem werden die mit einer fixen Idee Behafteten, darum auch Schwärmer und Fanatiker, da ſie ein für alle Mal den richtigen Maaßſtab aller Dinge gefunden zu haben meinen, nie über ſich ſelbſt lachen, ſondern meiſt

durch ein ernſthaftes Geſicht ſich auszeichnen. Auch nehmen ſie es ſehr übel auf, wenn ſich dies Andere beigehen laſſen; denn in der Einbildung des Alleinbeſitzes der Wahrheit müſſen ſie ja jeden Spott gegen ſie ſelbſt zugleich als eine Verſündigung an dieſer betrachten.

Auf dem kleinen Umſtande, wodurch ſich das menſchliche Selbſtbewußtſein vom thieriſchen Bewußtſein unterſcheidet; auf der Möglichkeit, unſer eigenes Empfinden, Denken, Wollen und Thun zum Gegenſtande der Betrachtung und Beurtheilung zu machen, und danach auch das Thun Anderer zu beurtheilen, beruht alſo die Möglichkeit des Lachens über uns ſelbſt und Andere. Hiermit beweiſt die Pſychologie in aller Strenge, daß bloße Beſtien nicht lachen können; und es iſt folglich ſehr in der Ordnung, daß ſie es wirklich nicht thun. Auf demſelben kleinen Unterſchiede beruht aber noch manches Weitere: nicht blos das Lachen, ſondern auch das Weinen bei tragiſcher Erſchütterung, nebſt Allem was von

Tugend und Laſter, von Sittlichkeit und Unſittlichkeit, von Recht und Unrecht in dieſer Menſchenwelt zu Hauſe iſt; ſo wie aller noch vorhandene und ſchwerlich je auszutreibende Glaube an perſönliche Unſterblichkeit. Unſer Leben iſt unſere Seele in Thätigkeit. Und der Gedanke an die Unſterblichkeit dieſer Seele konnte nur entſtehen, er mußte aber auch entſtehen, weil wir unſer Leben im bewußten Zuſammenhange erleben, weil wir von der Dauer auf die Fortdauer ſchließen. Darum können ſonſtige Säuge- und andere Thiere, die ſich vom Momente müſſen beſtimmen laſſen, auf die Unſterblichkeit gar keinen Anſpruch machen; darum machen ſie auch wirklich keinen Anſpruch darauf, wie ſie es zum Theil ſelbſt in philoſophiſchen Syſtemen, in Proſa und Verſen verſichern. Und darum iſt der Glaube an ſelige Ochſen, Kühe und Kälber, die der „liebe Gott zu ſich nimmt,“ wie uns einmal jener Bauer geſchrieben hatte, deſſen einzige Kuh geſtorben war — dieſer Glaube iſt beinahe eben ſo

ſchlimm, als der an allerhöchſtſelige und höchſtſelige Kaiſer, Könige und andere Potentaten.

Aber nicht bloß Schwärmer und Fanatiker, auch die ordinären Converſations- und Geſellſchaftsmenſchen, die verſchiedenen Raçen der boeufs à la mode, ſind für ein ſ. g. herzliches Lachen ſchlechthin unempfänglich. Der Grund liegt nahe. Bei ihnen iſt der Sinn für das Lächerliche, die Gabe der freien und ungetrübten Anſchauung der Mißverhältniſſe zwiſchen Zweck und Mittel, durch das geſellſchaftliche Gewohnheitsleben, das ſich ſo wenig um das Zweckmäßige kümmert, geſtumpft und abgetödtet. Eher wird noch der ehrliche Schwärmer, dem es ernſtlich um die Wahrheit gilt, dem Komiſchen zugänglich werden. Er hat wenigſtens Hoffnung, wie der geheilte Don Quixotte endlich ſeiner Thorheit lachend den Abſchied zu geben; während bei dem conventionellen Menſchen der Saame des Komiſchen nur auf den dürren und ſteinigen Boden des Indifferentismus fällt. Zwiſchen der Stumpfheit des

Schlendrians und der einſeitigen Verzückung der Schwärmerei, äußert ſich der rechte Ernſt der Wahrheit im Triebe ununterbrochenen Fortbildens, der ſtets — ſoll er gute Früchte bringen — mit einer gehörigen Doſis Zweifel an der eigenen Untrüglichkeit gemiſcht ſein muß. Unſer modernes Volksleben aber ſpaltet ſich noch in ein abſterbendes Herkommen und in ein blindes Anrennen gegen das Herkömmliche. Darum ſchreitet trübſeligen Antlitzes, mit halb läppiſchen und halb grimmigen Zügen, der Geiſt dieſer Zeit voran, und läßt uns bei jedem Schritte die tiefe Wahrheit der Worte unſers Jean Paul erkennen: „Der wahre Scherz fehlt uns nur aus Mangel am wahren Ernſt."

Aber mit welchen leichtfertigen Sprüngen, mit welcher franzöſiſchen Oberflächlichkeit behandelte ich bisher mein Thema. Gehen wir endlich methodiſch zu Werke. Das Lachen erfordert alſo: 1) die Vorſtellung eines lächerlichen Ereigniſſes oder Zuſtandes, der uns entweder unmittelbar vor

die Sinne gebracht, oder wovon uns mittelbar durch Erzählung u. dgl. ein Bild gegeben wird. Beſonders im letzteren Falle beſtimmt ſich die größere oder geringere Erregbarkeit zum Lachen nach dem Maaße unſerer Einbildungskraft, die hier ſowohl productiv als reproductiv wirkt, ſo daß die Wirkung auch von unſern früheren Eindrücken abhängt. Leſen wir z. B., wie Falſtaff, von Douglas angegriffen, ſich todt ſtellt und dann auf Prinz Heinrich's Leichenrede mit den Worten ſich aufrichtet: „Eingeſargt! Wenn du mich heute einſargſt ꝛc.," ſo würde ſich der komiſche Effekt ſehr vermindern, wenn wir bis jetzt nur unter mageren Leuten gelebt hätten; denn der Embonpoint unſers Ritters gehört mit zur materiellen Baſis, worauf der Dichter ſeinen Humor ſpielen läßt. Iſt dagegen unſer Gedächtniß mit jedem einzelnen Bilde verſehen, woraus eine ſolche Scene zuſammengeſetzt iſt, ſo hängt doch die weitere Wirkung zugleich davon ab, wie weit wir productiv das Einzelne zum Ganzen ver-

binden und dadurch einen Geſammteindruck in uns hervorbringen. Auch für das Komiſche gilt alſo: „nur der Dichter verſteht den Dichter.“ Und weil die weibliche Seele mehr aus Fühlhorn als Auge beſteht; weil ſie ſogar mit jenem oft mehr in ſich hineinfühlt, als um ſich herumtaſtet, ſind die Frauen weniger empfänglich für das Komiſche. Hören ſie z. B. von einem Falſtaff, ſo werden ſie, wo der Mann ſchon laut auflacht, vielleicht noch in einem unbeſtimmten Staunen über den ſeltſamen Kauz befangen ſein.

Weitere Bedingung für das Lachen iſt 2) daß der Lachende eine andere Anſicht der Dinge habe, als der Handelnde, über den gelacht wird. Darum hat Derjenige immer etwas zu lachen, der immer anderer Anſicht iſt, als die Uebrigen mit ihrem gemeinen Menſchenverſtande. Da nun ein Solcher, wie bekannt, entweder Narr oder Philoſoph iſt, ſo rechtfertigt ſich das Sprichwort: am vielen Lachen erkennt man den Narren. Freilich müßte man hinzuſetzen: „oder den Philoſophen.“

Thut man dies gleichwohl nicht, ſo erklärt es ſich daraus, weil als Bedingung des Lachens erfordert wird: 3) daß wir dem Handelnden illuſoriſch unſere eigene Anſicht der Dinge unterſchieben. Der Philoſoph aber iſt gewöhnt, Allem auf den Grund zu gehen. Er entdeckt ſogleich die wahren Urſachen einer Handlung, oder — was häufiger vorkommt — er meint ſie zu entdecken und iſt darum weniger geneigt, ſeine Anſicht dem Handelnden unterzulegen, ſondern er läßt es höchſtens bei einem mitleidigen Lächeln bewenden. Wer mithin im Stande wäre, in jeder Handlung zugleich alle Triebfedern und alle fernſten Gründe derſelben ebenſo deutlich zu erkennen, als die Handlung ſelbſt, würde es ſchwerlich mehr zum Lachen bringen. Darum konnten ſich die Griechen auch eine Geſellſchaft lachender Götter vorſtellen, da ſie dieſe nach verſchiedenen Anſichten handeln ließen, da alſo ein Gott dem anderen ſeine Anſicht unterſchieben konnte. Den alleinigen Chriſtengott aber, mit ſeiner zur Allwiſſenheit potenzirten

höchſten Erkenntniß, vor welcher auch der Gegenſatz des Verſtändigen und Unverſtändigen verſchwindet, ſtellt man ſich eben darum viel ſeltener lachend vor. Auf der anderen Seite lachen wir aber auch nicht über Thiere oder über Verrückte, als in dem Augenblicke, da wir ſie als verſtändig vorausſetzen. Das Lachen findet alſo nur zwiſchen weſentlich Gleichen ſtatt: es iſt ächt demokratiſch, und ſelbſt das Auslachen des Einen durch den Anderen iſt eine Anerkennung der Gleichheit und Freiheit, da wir wenigſtens momentan annehmen, daß der Andere gerade ſo verſtändig wie wir ſelbſt handeln könnte. Fangen alſo die Völker an, ihre Fürſten auszulachen, wie dies in neuerer Zeit häufiger vorkommt, ſo thun ſie ihnen vielleicht zu große Ehre an, aber es iſt dies zugleich ein Beweis, wie die demokratiſchen Tendenzen auf eine für die Monarchie ſehr gefährliche Weiſe um ſich greifen.

Aus dem Allen wird die geneigte Leſerin in abstracto ein wichtiges Reſultat ziehen. Weiß

ſie nur erſt, daß Einer nicht recht geſcheut iſt und viel lacht, ſo wird ſie ſofort ſagen können, warum er viel lacht. Ebenſo wird es ihr mit dem lächelnden Weiſen ergehen. Allerdings würde es viel gewagter ſein, nur aus dem Lachen oder Lächeln auf den Narren oder Weiſen zu ſchließen, weil denn doch in dieſer zuſammengeſetzten Welt Alles von ſehr verſchiedenen Urſachen abhängt. Es iſt alſo hier, wie überhaupt: man muß ſchon vorher wiſſen, daß etwas ſo oder ſo iſt, und dann erſt

„kommt der Philoſoph herein,
„und beweiß Euch, es müßt' ſo ſein."

Zur Förderung beſſerer Menſchenkenntniß bleibt es alſo freilich ſicherer, ſtatt nur den lachenden, ſogleich den ganzen Menſchen zu beſehen.

Dies iſt um ſo mehr zu rathen, als man uns auch lachend gar leicht ein X für ein U macht. Von einer Anſchauung, alſo von einer gegebenen Nothwendigkeit geht zwar das Lachen aus, und die Willkühr ſollte damit nicht viel zu ſchaffen

haben. Dennoch täuſchen uns die Menſchen mit einem künſtlichen Lachen, mit einem rire du bout des dents oft ſo ſehr, daß wir es leicht mit dem ſ. g. herzlichen verwechſeln, was aber beſſer natürliches hieße, weil dabei das Herz nicht viel im Spiele iſt. Erſt wenn wir den Zwang gewahr geworden, fühlen wir uns davon, wie bei jeder künſtlich nachgeahmten Senſation widerlich betroffen. Man wünſcht dann, daß dem Menſchen weniger willkührliche Herrſchaft über die Organe ſeines Leibs verliehen, daß er mit irgend einem Gliede verſehen ſei, woran ſich in poetiſcher Unmittelbarkeit die Bewegungen ſeines Inneren kund geben müßten; ſo etwa wie der Schwanz des Hundes der ſichtbarliche und wahrhafte Verkünder aller Empfindungen des thieriſchen Gemüths iſt. Wäre es nicht ein ergötzlicher Anblick, eine in ſanfter Empfindſamkeit wedelnde Damengeſellſchaft? Oder ein Dichter, der mit kühnem Schweiſe Trochäen ſchlüge? Oder die Deputation einer Stadt, die das Unglück

hatte einen freiſinnigen Abgeordneten zu wählen, der in landesväterlicher Ungnade der Brodkorb höher gehängt werden ſollte, die nun in reuiger Demuth, den Schwanz zwiſchen den Beinen, vor ihrem Gebieter erſchiene? Aber ach! das ſind fromme Wünſche für dieſe Welt des Scheins und Trugs.

Doch nun ſei's endlich genug! Sehr lieb wäre es mir, wenn ich Dir, meine Liebe, Gelegenheit gegeben hätte, die Richtigkeit meiner Bemerkungen an Dir ſelbſt zu erproben. Kommt es mir doch nicht darauf an, ob ich Dir objectiv oder ſubjectiv Grund zum Lachen oder Auslachen verſchafft habe.

II.

Wenn ſich mein lieber luſtiger Gefangener alle beſonderen Gedanken an mich abgewöhnt, ſo werde ich mich auch aller Trauer um ihn, der ſo viel über das Lachen zu ſchreiben weiß, zu entſchlagen ſuchen. In Deiner deutſch gründlichen Abhandlung haſt Du indeß doch etwas überſehen. Allerdings mögen Frauen weniger über das bloß geſchilderte Komiſche lachen als Männer; aber dieſe haben für das Lächerliche, was ſich in der Wirklichkeit vor ihren Augen zuträgt, mehr Sinn wie jene. Du ſagſt, daß das Lächerliche beſonders aus dem Mißverhältniß der Mittel zum Zwecke

entſpringt. Nun eben das iſt's, was die Frauen mit einem ihnen eigenen Takte herausfinden. Daß man ſich leicht in den Augen der Frauen lächerlich machen kann — was die Männer recht gut wiſſen — beruht doch wohl auf dieſem ihrem richtigen Blick für das, was paßt und nicht paßt.

Nun Etwas, das ſehr lächerlich wäre, wenn es nicht auch eine ſehr ernſte Seite hätte. Herr von . . . äußerte neulich, daß ich mich doch wohl jetzt von Dir, „einem entfernten Hochverräther" — der ſich zwar nicht böswilligerweiſe von mir entfernt hat, aber doch von mir entfernt worden iſt — ſcheiden laſſen würde. Schöne Begriffe von der Ehe! Doch ich ſollte mich darüber nicht wundern; bin ich doch um und um von ſolch' vornehmen und nicht vornehmen ſpießbürgerlichen Ehen umgeben. Findet ſich auch etwa beim Manne ein wirklich geiſtiges Streben, ſo iſt der Frau keinerlei Antheil daran geſtattet, wie ich dies ſelbſt aus dem Munde von Frau . . . hören mußte, die ſich über ihren Mann beklagte, daß

er ſie, wenn ſie ihn über Dinge auſſer dem Bereich des Hauſes frage, kurz abfertige mit: „das geht Dich nichts an,“ oder: „das verſtehſt Du nicht.“

Einem ſolchen Manne wird es nun gar nicht einfallen, der Frau, deren Intereſſe ſich meiſt nur auf die Familie, auf Einzelne beſchränkt, eine Theilnahme einzuflößen am Schickſale der Welt, für die ſie doch ihre Söhne erziehen ſoll! Wie viele Männer kenne ich, die, nachdem ihr Wirkungskreis ſie aus dem Hauſe geführt hat, auch ihre Unterhaltung, den Austauſch ihrer Ideen, nur auſſerhalb deſſelben ſuchen, die die Frau untheilnehmend laſſen an dem, was im Bereiche ihrer Gedanken vorgeht, womit ihr inneres Leben ſich beſchäftigt, und unwiſſend über das, was jenſeits der vier Wände des Hauſes ſich begibt, was die Welt bewegt. Da haben wir nun die ordinäre und entwürdigende Art von Ehe, worin ſich bei der Frau eine Engherzigkeit, eine Gleichgültigkeit, ein Kleinlichkeitsgeiſt entwickeln

muß; und worin der Mann nur eine Haushälterin, eine Pflegerin, vielleicht eine verehrende Freundinn hat, aber kein Weſen, das eins mit ihm iſt, theilhaftig ſeines ganzen Seelenlebens, ſeiner ganzen, geiſtigen Errungenſchaft.

Wir beide ſpielen jetzt die verkehrte Welt. Du biſt der in ſteter Häuslichkeit lebende Theil und ich die Vermittlerin zwiſchen Dir und der Auſſenwelt. Ich bin jetzt eine Emancipirte von Regierungswegen. Ach ja, und eine Vereinſamte!

Verſchiedene Vorſtellungen habe ich bisher bei den Behörden eingereicht, worin ich theils für mich, theils für Deine Mutter um die Erlaubniß nachſuchte, Dich beſuchen zu dürfen. Bei dieſer Gelegenheit machte mir die größte Mühe, mich in den ſogenannten Kanzleiſtyl zu finden; eine ganz aparte Sorte von Deutſch, worin ein Satz von drei Zeilen zu einem ſechszeiligen anwächſt, weil beſtändig zur Sache ſehr ungehörige Worte eingeſchaltet werden müſſen, wie: „höchſtpreisliches, unterthänigſt“ u. dgl. Auf ſieben lange

Bitten, die ich auch deshalb nicht müde ward, zu erneuern, um glauben zu machen, daß wir an keine Befreiung dächten, erhielt ich ſieben kurze, gleichlautende Antworten, worin man ſich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, nicht auf Gründe einließ und die nur darin variiren, daß es einmal heißt: „nicht zu willfahren ſteht“ und das andere Mal: „nicht geſtattet werden kann.“ In einer kürzlich abgeſchickten Eingabe habe ich den Wunſch ausgeſprochen, die Gefangenſchaft mit Dir zu theilen, indem ich mich bereit erklärte, allen damit verbundenen Beſchränkungen mich zu unterwerfen. Auch berief ich mich auf andere Staaten, wo in ähnlichen Fällen gleiche menſchliche Rückſicht genommen wurde, wie z. B. in Frankreich bei den Exminiſtern in Ham. Käme nun abermals eine abſchlägige Antwort, ſo antworten wir: indem wir uns ſelber helfen, und zwar durch eiſerne Hilfsmittel. Denn die Chemie, das muß ich geſtehen, iſt doch eine für unſern Zweck etwas „weitläufige Wiſſenſchaft.“

Wenn es unmöglich iſt, daß Du aus dem nicht vergitterten Fenſter Deines Zimmers, das in den Hof geht, entweichen kannſt, ſo wirſt Du Dich erinnern, daß Du nur das Tuch und die Tapete, womit ich den Boden Deines Koffers überzogen habe, anzufeuchten brauchſt, um ſie los zu machen. Ob aber die Sägeklingen, die Du dann findeſt, etwas taugen, weiß ich leider nicht. Probire ſie einmal an einem der Fenſterſtäbe. Und ſcheinen Dir die zum Herablaſſen beſtimmten Leinwandſtreifen nicht zu ſchmal, zu ſchwach? Ich dachte mir die drei Stockwerke nicht ſo hoch — wir ſollten etwas anderes erſinnen. Vor den langen Winternächten kann doch unſer Plan nicht ausgeführt werden.

Viel, viel haben wir uns bis dahin noch zu ſchreiben. Wenn mich nur nicht täglich die Angſt quälte wegen unſerer Correſpondenz. Ich legte heute früh einen Brief auf den warmen Ofen, um ihn ſchnell zu trocknen, da ſtand plötzlich die ganze Geheimſchrift vor mir, ſo ſchwarz wie die officielle.

Das Mittel, deſſen wir uns bedienen, iſt ſo bekannt und doch — entweder, oder. Da ohne eine geheime Correſpondenz die Flucht unmöglich wäre, wollen wir auch ferner auf unſer gutes Glück und die Harmloſigkeit Deiner Umgebung bauen. Der Oberſt ſoll geäußert haben, er müſſe oft über Deine Briefe lachen, vieles aber verſtehe er nicht. Doch möchte ich Dich bitten, nicht allzu keck im Vertrauen auf dieſes Un-Verſtehen zu ſein; denn wie es heißt, werden Auszüge aus dieſen Briefen gemacht, um ſie weiter zu befördern.

Zu meinen Vorſichtsmaßregeln gehört, daß ich mich bemühe, vor Andern immer munter und guter Dinge zu ſein. Ich erzähle wie wohl Du Dich befindeſt, daß Dir nichts abgeht, was ja auch die Wahrheit iſt, als das Bischen Freiheit, das nicht der Rede werth.

Aber im Stillen ärgere ich mich über den ſchönen Herbſt, den Du nicht genießen kannſt und es verdrießt mich dieſer „ewig heitere Himmel, der über Babenhauſen lacht.“ Wäre er weniger

heiter, ich könnte es mehr ſein. — In der Umgegend ſind viele Weinberge; da habe ich geſtern Trauben leſen helfen und ſchicke Dir hier einige Rebenzweige. Du kannſt ſie in Deinem Gefängniß aufhängen und Dir wie ein Winzer die Trauben ſelbſt abſchneiden. Es wird ein herrlicher Wein, dieſer 34er, der hoffentlich mehr Geiſt und Feuer in die Welt bringt und den Du als freier Mann trinken ſollſt!

Sage mir nur, was Du mit Deiner Zeit anfängſt, wie Du ſie eintheilſt, um ſie leichter todt zu ſchlagen, damit ſie Dich nicht todtſchlägt. Wenn die Freiheit in fortwährender Befreiung beſteht, ſo haſt Du freilich hundertmal mehr zu thun, als andere ungefangene Menſchen: als guter Chriſt und dem Zweck des Gefängniſſes gemäß, mußt Du Dich von Fehlern und Irrthümern befreien, mußt Dich „von dem erdrückenden Gleichmaß der Tage,“ von Grillen, Mäuſen und Spinnen, und endlich gar von Schlöſſern, Riegeln und Gittern befreien.

Wie geht's mit Deinen ſonſtigen häuslichen Geſchäften? Mit der Kaffeebereitung, fürchte ich, ſchlecht; Du vergißt das Kaffeepulver zuſammen zu drücken und es fehlt Dir an Geduld, das Waſſer nach und nach aufzugießen. Und wie iſt's mit Deinem Schlaf, dieſem Hauptgeſchäft und Tröſter Derer, die allein ſind? Haben ihn die Schickſalsſchläge nicht verſcheucht, und träumſt Du auch von mir?

Senkt auf mich nieder der Schlummer ſich,
Leihet ein gütiger Traum mir die Schwingen,
Trägt er dann über die Mauern mich,
Läſſet durch feſte Pforten mich dringen —
Nächtlich er durch die Wachen mich führt,
Sicher — nach langer Trennung Schmerz —
Hin zu dem Plaze, der mir gebührt,
Hin an Dein treues einſames Herz!

III.

Du meine liebe poetiſche Träumerin biſt glücklicher in Deinen Träumen, als ich. Ich kann's im Schlafe zu nichts Rechtem bringen. Nur das Eine habe ich bemerkt, daß ich während dieſer Gefangenſchaft öfter von meinem verſtorbenen Vater träume. Es kommt wohl daher, weil mein äußeres Leben wie zum Stillſtande verdammt iſt, und weil ſich die Vergangenheit geltend macht, da die Gegenwart ſo wenig bietet. So geht's ja auch dem Greiſe, der in der Ruhe des Alters ſeine Kindheit von neuem erlebt; und bin ich nicht gleichſam verurtheilt in der Mitte des Le-

bens ſchon etwas Greiſenalter im Voraus zu genießen? Aber auch das iſt eine Erfahrung, die nicht Jedem zu Theil wird, alle Stadien des Lebens in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und dann — ſo hoffe ich — friſch und fröhlich wieder fortzuleben.

In der That iſt es ſeltſam, daß mir Dein Bildniß nicht im Traume erſcheinen will. Allein darauf thue ich mir was zu gut. Las ich doch heute noch in „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte," daß auch dieſer ſehr paſſionirte Liebhaber nicht im Stande war, von der „Jungfer Fiſcherin" zu träumen, während die eine Hälfte ſeines Herzens in lichterlohen Flammen und die andere unter Waſſer ſtand. Denn wie ſehr ich am Tage an Dich denke, geht unter Anderem daraus hervor, daß ich zuweilen die Katze in zärtlichen Augenblicken „mein Linchen" nenne. Aber wahr iſt's, es iſt endlich hohe Zeit, daß wir wieder zuſammenkommen, damit mir nicht endlich die thieriſche Fratze, die ich ſtets vor Augen habe, das liebe

Angeſicht der theuren Gattin verdränge. Habe ich mich doch ſchon einige Mal ertappt, daß mich Abends beim Einſchlafen ein Katzenkopf umgaukelte. Doch dies hat wohl das Gute, daß ich nicht von Mäuſen träume. Auch meinen Dank für die guten Rathſchläge in Proſa zur Bereitung des Kaffee's. Das wird jetzt ein ganz anderes Getränk. Es iſt doch erſtaunlich, wie viel man mit dem Drucke ausrichten kann, ſo wie mit dem nach und nach. Nach und nach treibe ich dem gemahlenen Kaffee allen Geiſt aus, daß nicht die Spur davon übrig bleibt.

Heute Morgen, da ich dem Myrthenſträußchen mit friſchem Waſſer ſein Frühſtück vorſetzte, dachte ich recht lebhaft des Brautkranzes, der auf demſelben Bäumchen gewachſen iſt; und ich freute mich, daß dieſes gerade jetzt, nach vielen Jahren wieder in Blüthe ſteht. Es iſt ja das Symbol der Liebe und im ſchlimmen Schickſal hat ſich Deine treue Liebe wieder bewährt. Dennoch muß ich Dir bekennen, daß ich das Sträußchen beinahe in

Darmſtadt zurückgelaſſen hätte. Schon ſaß ich im Wagen, als ich mich ſeiner erinnerte; da hielt die vollſtreckende Staatsgewalt ihre ſtrengen Hände zurück, bis es wieder in meinen Händen war.

Es ſei mir nun ein Zeichen, daß Du Dich, was Dir auch die Leute rathen, nicht von mir ſcheiden läſſeſt. Der Mann, der Dir dieſen ſaubern Rath gab — und er ſagte nur, was nicht Wenige denken — gehört nach gemeinem Sprachgebrauche in die Rubrik der ſogenannten braven Männer, der guten Unterthanen, der verdienſtvollen Staatsbeamten, ſogar der ordentlichen Ehemänner und Familienväter. Und doch — welche bodenloſe Niederträchtigkeit, in der ſich die ganze Erbärmlichkeit dieſer Zeit ſpiegelt, liegt in dem einen wohlgemeinten Rathe! Welches heilloſe Zerrbild iſt im Alles verzerrenden modernen Staate auch aus der heiligſten und innigſten Verbindung, aus der Ehe, geworden! Und iſt es anders möglich? Wie könnte der Frau die Liebe zum Manne bleiben, wo die Achtung ſchwindet?

Wie könnte die Achtung bleiben, wo die Männer Tröpfe geworden, die ſich durch jämmerliche Geſetze, durch jämmerliche Sitten und jämmerliche Rückſichten in dem Einen binden und knebeln laſſen, worin ſie ſich als Männer bewähren könnten, im friſchen, freien und muthigen Kampfe für die Zwecke des öffentlichen Lebens? Was ſoll da alle Salbaderei über den Verfall der Ehe und des Familienlebens? So lange der ſtinkende Nebel über den ganzen Staat ſich verbreitet, möget Ihr eure Thüren und Fenſter noch ſo geſchloſſen halten, Ihr bringt doch den Geſtank auch nicht aus dem Hauſe heraus. Die beſtändige Erfriſchung und Reinigung des häuslichen Lebens, iſt nur möglich durch das öffentliche.

Nun, wir Beide wollen uns einſtweilen mit Gottes Hilfe die moraliſche Viehſeuche dieſer Zeit beſtens vom Leibe halten. Du willſt meine Gefangenſchaft mit mir theilen? Gut, ich nehme es an und behaupte nicht einmal, daß Du ein

Opfer bringſt. Damit ehre ich Dich mehr, als jener adelige Herr mit ſeinem lumpichten Rathe.

Aber nimm mir's nicht übel, Du biſt etwas pedantiſch mit der Zumuthung, daß ich mir die Zeit fein ordentlich eintheilen ſoll. Dazu komme ich ſchwerlich, aus Ueberfluß an Zeit. Ein reicher Mann berechnet ſeine Ausgaben nicht. Es ſind mir ja vorläufig nicht weniger als fünf Jahre landesväterlich bewilligt, und ich gedenke mich immer ſo aufzuführen, daß ich Ausſicht auf Zulage habe. Für's Erſte aber begnüge ich mich mit der vom Staat mir ausgeſetzten fixen Beſoldung an baarer Zeit. Die Anweiſung darauf habe ich in meinem oberkriegsgerichtlichen Urtheile ſchwarz auf weiß vor mir liegen. Es iſt im beſten Kanzleideutſch abgefaßt und ich habe es alſo nur durchzuleſen, um zu bemerken, wie unermeßlich lang die Zeit iſt und wie langweilig. Und ach, dazu trägt dieſes Urtheil die Farben meines heſſiſchen Vaterlandes: es iſt an einen

weißen und rothen Faden gebunden, damit es nicht — vor ſich ſelbſt davonläuft.

Ein wichtiges Geſchäft war mir bisher die Erziehung meiner hoffnungsvollen jungen Katze. Da ich ſie zum erſten Male ſpielen ſah, rief ich wie jener zärtliche Vater in Tiek's verkehrter Welt: „Adelaide kann ſchon ſpielen!“ Seitdem heißt ſie Adelaide.

Du erinnerſt Dich ihrer erſten Jugend. Sie war eine wilde demagogiſche Ausgeburt dieſer unheilſchwangeren Zeit; ſie hatte nur die Geſtalt eines Kätzchens, den Charakter des Tiegers. Als der Herr Oberſt und Kommandant dieſer Feſtung, zur amtspflichtigen Erforſchung jedes etwaigen ſtaatsgefährlichen Geheimniſſes, den Deckel des Körbchens öffnete, in dem ſie gebettet lag: da pruſtete Adelaide ihm entgegen und hob die kleinen Krallen gegen die bewaffnete Macht des Staats. Entſetzt ſchreckte der Staat, durch das Organ ſeines gegenwärtigen ehrenwerthen Repräſentanten, im tiefſten Innern zuſammen. Aber

man überwältigte die Rebellin. Sie war in flagranti ertappt auf dem Vergehen der beleidigten Amtsehre, und alſo ward die jugendliche Sünderin mit Deinem Gatten in das gleiche Gefängniß geſperrt.

Jetzt bewährte ſich die Macht der Bildung und Ordnung über die rohe naturwüchſige Kraft. Der erſte unbändige Zorn, der wilde überſchäumende Trotz der Jugend, er wich auch bei Adelaiden mehr und mehr jenem ſanfteren Schmerze über die Trennung von einer zärtlichen Mutter, von liebenden Geſchwiſtern. Zwei lange Tage mußte ich ihre herzzerreißenden und ohrdurchſchneidenden Töne anhören. Wie hätte ich ihr zürnen können? Waren doch die theuerſten Bande zerriſſen, nicht blos ohne Recht, ſondern ſogar ohne Urtheil.

Denn iſt auch Dir und mir nicht geſtattet, uns ſehen zu dürfen, ſo haben wir doch dafür unſere ordnungsmäßige gerichtliche Sentenz mit Scheidungsgründen. Dies iſt der klare Vortheil,

den zur Zeit die Menſchen vor den Thieren voraus haben, bis endlich auch die Emancipation der Beſtien erfolgt, die aber ſicher nicht durch rohe Gewalt von unten durchgeſetzt wird, ſondern durch ſpezielle Begünſtigung von oben, durch thierfreundliche Monarchen.

Die Alles heilende Zeit machte auch dem tiefgefühlteſten Katzenjammer ein Ende. Jenes ideelle Intereſſe, das ſich aus dem bittern Schmerz der Trennung erzeugte, wich dem materiellen. Adelaide wollte freſſen. Von jetzt an lernte ſie ihre Abhängigkeit von mir kennen: die zweite Periode meiner hieſigen Weltgeſchichte trat ein, die Periode meiner Herrſchaft und ihrer Civiliſation. Und wie zahm iſt ſie geworden! Wo ich ſitze oder ſtehe, ſpringt ſie mir auf die Schulter, um mir ſchmeichelnd in's Ohr zu ſpinnen; um das kleinſte Stückchen Fleiſch bettelt ſie ſo zäglich, wie ein Acceſſiſt um die Stelle eines Aſſeſſors sine voto. Das iſt die alte Geſchichte vom deutſchen Studenten. Die lauteſten Renommiſten, die mit

Fürſten, Staat und liebem Gotte ſchon lange fertig geworden, ſie werden gewiß die allerzahmſten unter den zahmen Unterthanen. Man braucht ſie nur, wie einen bellenden Pudel in's kalte Waſſer, ſo in das erſte Staatsexamen zu werfen: ſind ſie glücklich wieder heraus, ſo ſchütteln ſie ſich und — die Ideale ſind zerronnen. Hund — Katze — Menſch: Alles wiederholt ſich nur im Leben!

Nur in einem Punkte hat meine Erziehung noch nicht die rechten Früchte getragen, wenigſtens nicht am rechten Orte. Wie mir ſelbſt die geheime Juſtiz in meinem geheimen Appartement ein beſonders geheimes Cabinet angewieſen hat, ſo daß immer ein Geheimniß im anderen ſteckt, ſo habe ich auch Adelaiden, zur Verrichtung natürlicher Bedürfniſſe, ihre beſondere Ecke auf dem Gange angewieſen. Aber ſie hat es damit immer noch auf meinen grünen Fußteppich abgeſehen. Da träumt ſie wohl vom grünen Teppiche der Natur und von ihrer früheren akademiſchen Freiheit; ſie meint wohl gar wie die Leute, die von

Preßfreiheit phantaſiren, ein bloßes Naturrecht auszuüben. Gegen ſolche gefährliche Tendenzen hilft nun keineswegs ein blos präventives Syſtem der guten Erziehung, ſondern die Strafrechtspflege, die ich vermittelſt eines ſpaniſchen Röhrchens exequire, muß zu Hilfe kommen. Die Vollziehung der Strafe pflege ich mit den Worten einzuleiten: „Ei, ei, Adelaide, was haſt du wieder gemacht!“ Und kaum iſt das verhängnißvolle „Ei, ei“ erklungen, was ſie wohl für die juriſtiſchen Entſcheidungsgründe des Strafurtheils hält, ſo verkriecht ſie ſich unter das Bett. Nun geſchieht es aber, daß ich zuweilen auch einen Lobſpruch auf ihre Artigkeit mit „Ei, ei“ beginne, wo ſie mir gleichfalls davonläuft. Und ſo iſt's recht! Das iſt die wahre Furcht des Herrn; der vollziehenden Gewalt gegenüber ſind wohlgezogene Unterthanen ſtets überzeugt, daß ſie Unrecht gethan haben.

Eines aber bleibt mir bedenklich. Wie dort außen in der großen Geſellſchaft vor eitel bürgerlicher Ordnung und bürgerlichen Berufsarten

Niemand mehr weiß, wozu er von Natur aus berufen iſt, ſo fürchte ich, daß auch bei meiner Geſellſchafterin das Talent des Mauſens ganz und gar nicht zur Entwicklung komme. Bisher hörte ich nur die Mäuſe, mit ihrem fatalen knaſpernden Tone. Aber geſtern — denke Dir meinen Schrecken — ſah ich eines dieſer kleinen Ungeheuer von Angeſicht zu Angeſicht. Vergebens war meine Aufforderung an die Katze, ihre Schuldigkeit zu thun gegen den Feind des gemeinſamen deutſchen Vaterlands. Ich erinnerte ſie an ihren Fahneneid. Die Furcht machte mich beredt, eine zweite Proclamation von Kaliſch entſtrömte meinem Munde; ich verſprach ihr goldene Berge, die Freiheit, eine Verfaſſung, die aus der freien Bewegung „ihres ureignen Geiſtes“ hervorgehen ſolle. Alles umſonſt! Zum Unglück hatte ich meine Rede wieder mit „Ei, ei“ angefangen; da nahm die Katze Reißaus und ließ mich verzweifelnd mit meinem Feinde allein. War dies etwa ſymboliſch und prophetiſch zugleich, für den näch-

ſten Krieg der Deutſchen mit Ruſſen oder Franzoſen?

Was war zu thun? Ich lief vor der Maus fort und zu gutem Glücke die Maus vor mir. Ich kann nun einmal dieſe Creaturen Gottes nicht ausſtehen. Hundert Mal lieber das Pfeifen von Kugeln — nur für keine allzu dumme Sache, nur nicht für Deutſchlands Einheit ſchlechtweg — als das Pfeifen von Mäuſen! Fünf Jahre Feſtung mit Mäuſen, ſind für mich ſchlimmer als zehn Jahre ohne Mäuſe. Und doch hat daran das hochpreißliche Oberkriegsgericht gewiß nicht gedacht. Alſo bin ich vollſtändig befugt, mich ſelbſt zu befreien. Was iſt das nun aber für ein armſeliges Recht, das durch eine Maus zum offenbaren Unrecht wird? O über dieſe Tyrannei des über einen Kamm ſcherenden abſtrakten Geſetzes! Wann wird doch auch dem beſonderen Falle ſein Recht werden?!

Wie in aller Welt iſt nur dieſer vorſündfluthliche Roman, dieſer „Siegwart, eine Kloſter-

geſchichte,“ unter meine hieſigen Bücher gerathen? Er hat mich nun auch Zeit gekoſtet. Zwar bin ich der Sünde nicht ſchuldig, daß ich mich in dieſes Meer von Thränenwaſſer geſtürzt hätte, um vom einen Ufer zum anderen durchzuſchwimmen. Aber doch konnte ich das Gelüſte nicht unterdrücken, mir einige Stellen im Buche mit der Nadel herauszuſtechen, um daran mein beſonderes Vergnügen zu haben. Und richtig! wo ich nur einbohrte, ſprang eine Thränenquelle. Ganz vorzüglich hat mich die klaſſiſch-nationale Stelle ergötzt: „Michel fing an zu weinen ꝛc.“ Ein großes Behagen hatte ich auch an der erzgroben Sorte von Vätern und an der Manier, in der ſie ihre verliebten Söhne und Töchter handhaben. Bekommt ja die „Jungfer Fiſcherin“ vom Papa Hofrath eine tüchtige Maulſchelle, wovon ſie ihrem treuen Siegwart ſogleich Notiz gibt. Aber was Alles mußte doch geſchehen, daß nun wir, die Enkel, über ein Buch lachen, bei dem unſere Großväter und Großmütter noch in Rührung ſchwelgten? Der Blut-

ſtrom einer Revolution mußte erſt die Grenze ziehen zwiſchen alter und neuer Zeit; eine gewaltige Umwälzung mußte andere Anſichten und Intereſſen hervorkehren; in den Zeitraum weniger Jahrzehende mußte ſich die Geſchichte von Jahrhunderten zuſammendrängen: damit jener wichtig thuende ſentimentale Jammer eines eng beſchränkten häuslichen Lebens als lächerlich erſcheine vor dem Ernſt eines gemeinſamen Schickſals der Völker, der Menſchheit. Das iſt merkwürdig, höchſt merkwürdig!

Begreifſt Du nun wohl, warum ich mich alles Ernſtes mit dem Lachen befaßt, warum ich meine Poſition mitten im Zwerchfelle genommen habe, um mir von da aus den ganzen Menſchen zu beſehen? Wer darauf achtet, über was die Völker ſich ärgern und über was ſie lachen, macht ſicher die beſten ethnographiſchen Studien. Alſo komme ich noch einmal auf mein Thema zurück. Es macht mir eben Spaß, darauf zurückzukommen.

Du haſt ganz recht, wenn Du den Frauen

mehr Sinn für das Lächerliche zutrauſt, was ſich aus den unmittelbaren Anſchauungen des gewöhnlichen geſelligen und häuslichen Lebens, und aus ihrer Vergleichung mit den nächſten geſelligen und häuslichen Zwecken ergibt. Das wollte ich auch nicht in Abrede ſtellen. In dem Kreiſe, worin die Frauen handeln und mithandeln, muß ſich zugleich der Sinn des Komiſchen bei ihnen ausbilden, und ſo weit zwiſchen beiden Geſchlechtern die Theilung der Arbeit reicht, gerade ſo weit reicht die Theilung des Genuſſes, wozu vor Allem das Komiſche gehört. Aber dieſer Kreis der weiblichen Thätigkeit ſelbſt, iſt noch zu enge gezogen. Darum wollen ja die Frauen emancipirt ſein. Sie haben nicht unrecht; nur muß man das Modewort Emancipation richtig verſtehen. Es handelt ſich nicht darum, den Frauen dieſelbe Sphäre der Thätigkeit wie den Männern anzuweiſen; ſondern es gilt gerade umgekehrt, der Grenzverwirrung zu ſteuern, die als nothwendige Folge unſerer miſerablen politiſch-ſocialen Zuſtände

zwiſchen dem eigenthümlich männlichen und eigenthümlich weiblichen Berufskreiſe eingeriſſen iſt. Darum haben wir ſo viele weiblich verhunzte Männer, und männlich verhunzte Frauen; wir haben Offiziere, die in Stramin und Perlen ſticken, und verwünſchte Fledermäuſe von Blauſtrümpfen, halb Säugethiere und halb Vögel, die nur darum nach dem Lichte flattern, weil es nicht ihr Element iſt.

Davon ein ander Mal. Das Heil muß vom Staate ausgehen. Das iſt die Ueberzeugung dieſer Zeit. Darum erwacht in ſtets neuer Geſtalt immer wieder das politiſche und ſociale Intereſſe, trotz allen officiellen Wiegenliedern, die ihm geſungen werden. Welcher iſt nun der beſte Staat? Antwort: Derjenige, über den am wenigſten, und in dem am meiſten gelacht wird. Da haſt Du eine Definition vom beſten Staate, die gerade ſo gut iſt wie jede andere. Aber in der Monarchie, der reinen oder unreinen, der gewaſchenen oder ungewaſchenen, iſt noch eine trübſelige Wirthſchaft.

Ueber den Staat und ſeine hohen Vertreter gibt's wohl genug zu lachen. Aber man darf's nicht laut thun; man wird ſonſt eingeſperrt, auf ſchmale Koſt geſetzt und muß Abbitte thun vor einem garſtigen Geſicht. Sodann haben die Dummheiten in der Monarchie, wie die Monarchie ſelbſt, den Charakter der Stabilität. Man gewöhnt ſich daran und findet das Lächerliche nicht mehr lächerlich. Und nun gar jene ſogenannte Ehre, die nach Montesquieu's Entdeckung das Princip der Monarchie ſein ſoll! Das Weſen dieſer ächt monarchiſchen Ehre beſteht darin, daß Jeder in herkömmlicher Weiſe zwar ein Narr iſt, aber zugleich — sub oblatione reciproci — vom Anderen verlangt, daß er ihn nicht als Narren behandle. Dies nennt man auf Ehre halten. Und ſo wird denn, durch den legalen wie durch den conventionellen Zwang, allem heiteren Leben von zwei Seiten aus der Hals zugeſchnürt.

Wie wird's dagegen in der künftigen Demokratie hergehen? Da wird im friſchen öffentlichen

Leben den Leuten der Maulkorb abfallen, daß ſie zugleich Kopf und Zunge rühren und von der Leber weg reden. Da werden die Völker vom Pfingſttage der Freiheit an, der nach dem Auferſtehungstage nicht lange auf ſich warten läßt, ihre gemeinſamen Angelegenheiten beſprechen lernen und zugleich wird die Gabe der freien heiteren Unterhaltung über ſie kommen. Bis jetzt verſtehen die Leute höchſtens zu ſchwätzen, nicht ſich zu unterhalten. Da wird man wieder den Muth haben, auf eigenen Beinen zu gehen und in entſchieden ausgeſprochener Weiſe ſeine volle Eigenthümlichkeit zum Beſten zu geben. Da wird die Vermiſchung aller Claſſen und die aus dem Vollgenuß perſönlicher Freiheit entſpringende reichere Mannichfaltigkeit der Richtungen und Beſtrebungen tauſend luſtige Scenen vorüberführen. Da wird es überhaupt keine Privilegien mehr geben, darum auch kein Privileg der Schwäche und Dummheit, von Amtswegen für ſtark und geſcheut gehalten zu werden, und mögen ſich gleich in der

Freiheit die Schwachen und Einfältigen mehr ärgern, ſo haben doch die Kräftigen und Klugen deſto größeren Spaß. Da wird nicht blos mancher Kummer und manche Sorge, ſondern auch mancher Druck und Zwang wegfallen, der jetzt ſogar die Lachmuskeln des Geſichts beherrſcht und ſelbſt das Zwerchfell auf die Folter des conventionellen Anſtands ſpannt. Da wird zumal, im Gefühl der Gleichheit Aller, jene kleinliche Rückſichtsnehmerei, jene abgeſchmackte Empfindlichkeit, jener Kitzel beſonderer Standesehre, beſonderer Bildung und Verbildung verſchwinden, wodurch alle wahre geſellige Luſt im Keime erſtickt und vergiftet wird. Da werden wir — wie im heiteren Athen — zugleich unſern Ariſtophanes und Sokrates haben. Aber wir werden dem Sokrates keinen Giftbecher reichen, ſondern einen ſilbernen Becher auf Subſcription. Und an demſelben Tage, da wir dies gethan, gehen wir in's Theater, ſehen die Wolken aufführen, lachen den Sokrates aus und er lacht mit. Bei Gott! Die Freiheit

iſt zu allen Dingen nütze! Zum luſtigen Leben, warum nicht auch zum ſeligen Sterben? Vive la république!

Hier erhältſt Du das Quodlibet zurück, genannt „deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1835.“ Die verreimte Proſa der erſten Seite, unter welcher „Ludwig von Bayern“ ſteht, magſt Du überſchlagen. Lies nur das erſte Gedicht: „Die Bidaſſoabrücke“ von Uhland. Da ihm die Reime eines Königs als Folie dienen müſſen, (Du kannſt das Wort Folie auch franzöſiſch ſchreiben), ſo nimmt's ſich um ſo beſſer aus. Es hat mich ergriffen. In der letzten Strophe iſt der volle zerreißende Schmerz dieſer zerriſſenen Zeit zuſammengedrängt. Aber wie dem Freiheitskämpfer Mina die alten Wunden aufbrechen, ſo bricht durch die Wunden ſelbſt die Ahnung der Freiheit durch. Du fühlſt, daß die Wunden heilen, wenn ſie von neuem ſchmerzen; du ahnſt, daß das ſchlagende Wort und der beredte Schlag,

die den Kampf entſcheiden, doch wohl ſo ferne nicht ſind, als die Kleingläubigen meinen.

Aber hältſt Du nicht auch die Reime auf Seite 1 des Muſenalmanachs für einen gewaltſamen Hochverrath am Heiligthum der deutſchen Sprache, der ſich argliſtiger Weiſe hinter einen königlichen Namen verſteckt? Gewiß! ſie ſind untergeſchoben, ſie rühren von einem böswilligen Demagogen her, einem Behr, Eiſenmann, oder wie ſie heißen. Da ſteckt eine Majeſtätsbeleidigung dahinter; das koſtet eine Abbitte vor dem königlichen Bildniſſe.

Indeß merke ich doch aus beſagten Reimen, daß es nicht allzu ſchwierig ſein kann, für einen deutſchen Muſenalmanach zu ſchreiben. Ich werfe mich nun gleichfalls mit Gewalt auf die Muſen. Eine Dedication meiner künftigen cenſirten Gedichte habe ich ſchon fertig. Da iſt ſie:

Dem deutſchen Publikum.

Lorbeer krönet Heldenſtirnen,
Blumen ſchmücken holde Dirnen,
Und mit Dorn und Diſtelſtraus
Zeichnet man die Narren aus.

Darum Pflanzen aller Arten
Zog ich mir in meinem Garten,
Und zum bunten Mancherlei
Dorn und Diſtel auch dabei.

Ach! da kam mir in's Gehege,
Rings beſchmeißend Beet und Wege,
Jüngſt ein Vieh mit hohem Ohr,
Stellt ſich mir als Cenſor vor.

Und es ſchnuppert hin und wieder,
Tritt mir meine Blumen nieder;
Es iſt endlich gar ſo keck,
Und frißt alle Diſteln weg.

„Denn" — ſo ſpricht es — „unſer Magen
„Kann nur ſolche Koſt vertragen;
„Und kein Eſel iſt ſo faul,
„Frißt's den ander'n weg vor'm Maul."

Viel iſt alſo nicht geblieben,
Was dem Publikum, dem lieben,
Jetzo noch ich bieten kann,
Seh' es ſelbſt den Straus ſich an.

Doch wie wenig ihm beſchieden,
Bleibt der Deutſche ja zufrieden!
Nehm' er alſo Kraut und Gras,
Wie ſein — Vormund ſie belas.

Spiele ich nicht eine recht bequeme Leier, mit königlich bayeriſchen allergnädigſten poetiſchen Privilegien?

Erhabenes Geſchlecht der Wittelsbacher — Katzengeſicht — Ratten und Mäuſe — in meiner hochverrätheriſchen Fantaſie läuft Alles anarchiſch durcheinander. Ich bin ſchläfrig geworden. Gute Nacht!

III.

Guten Abend mein geliebter Wilhelm! Da bin ich wieder von Darmſtadt zurück, froh und beruhigt, Dir wieder nahe zu ſein und hinter meinem Nußbaum von Neuem conſpiriren zu können, wo mich Niemand ſieht als der volle Mond, der durch die Blätter ſcheint und der, wenn auch wandelbar, doch kein Verräther iſt.

Ich war beſonders deshalb in Darmſtadt, um mich nach der Eingabe wegen Theilnahme an Deiner Gefangenſchaft zu erkundigen. Sie hat richtig auf dem eingeſchlagenen Wege ihr Ziel erreicht; aber der Rückweg, den die Antwort zu nehmen hat, ſcheint länger zu ſein. Wir ſollen

uns wohl noch ferner in der Geduld üben, die aber doch zuletzt noch reißen und — reiſen wird.

In der Reſidenz haben die verſchiedenen Parteien den Jahrestag der Verfaſſung gefeiert, und wie ſich das bei den Deutſchen von ſelbſt verſteht, mit Eſſen. Das Gaſtmal der Liberalen veranſtaltete unſer Freund . . ., das der anderen Partei, in einem anderen durch Straßenweite getrennten Gaſthaus, ſein Neffe . . . Auch von der Errichtung eines Bundesſchiedsgerichts habe ich reden hören, zu dem der Bundestag allein die Schiedsrichter ernennt.

Mit dieſem Brief erhältſt Du einige Hefte landſtändiſche Verhandlungen, auf die Gefahr hin, daß ſie zur Beförderung der Langweile dienen. Als Lieferant Deines Hauſes ſollte ich Dir zwar nur gute Waare liefern; allein Du kannſt Dir ja Zeit nehmen, die genießbarſten Biſſen aus meinen Sendungen heraus zu ſuchen. Auch wird die papierne Koſt durch einen Korb Trauben verſüßt, den ſie Dir aus der Bergſtraße ſchicken.

Du ſiehſt, daß Du nicht vergeſſen biſt. Noch andere ſchöne und gute Gaben, die ich für Dich zu Hauſe erhalten, lege ich bei. Sie kommen meiſt von Geberinnen, von Frauen, die durch ihren Erfindungsgeiſt auf die mannigfachſte Art zu erfreuen wiſſen, und der ſich da, wo ein Entbehrender iſt, am reichſten bewährt.

Die gute Mutter, der ich Einiges aus Deinen Briefen mittheilte, hat Gift daraus geſogen, hat ſich aus Deinen Scherzen Schmerzen bereitet. Schon daß Du Ketten ſiehſt, beunruhigt ſie; und wenn ſie auch weiß, daß Du nie ihre Laſt tragen wirſt, ſo iſt es für ſie ſchrecklich, Dich beläſtigt zu wiſſen von Fliegen, Mäuſen u. dgl. Erwähne lieber ſolche Dinge nicht. Die Kinder Deiner Schweſter nehmen dagegen die Sache leichter. Sie ſind feſt überzeugt, Du ſeieſt verreiſt, weil Deine Stube — im Arreſtlokal zu Darmſtadt, wo ſie Dich früher zuweilen beſuchen durften — ausgeweißt würde, und der Canarienvogel, meinen ſie, ſei Dir nachgeflogen. Sie

möchten Dir gern noch einen kleinen Hund zukommen laſſen, wogegen wohl die Aufſichtsbehörde nichts einzuwenden hätte, da es Deiner Stellung angemeſſen wäre, Dich ſo viel wie möglich bewachen zu laſſen.

Ich war in Darmſtadt auch in einer Dir befreundeten Geſellſchaft; aber ſie machte mir das Herz ſchwer. Dich da zu vermiſſen, wo Du ſonſt nie fehlteſt, wo Du der Heiterſte geweſen, war mir unerträglich, wie mir auch die Zimmer, die wir früher zuſammen bewohnten, einen peinlichen Eindruck machten. Was mich dagegen in meiner hieſigen Wohnung ſo zufrieden ſtimmt, iſt auſſer dem Gedanken an Deine Nähe auch das, daß ſich an dieſe Wohnung keine früheren Erinnerungen knüpfen. Darum will ich ſie nicht wieder verlaſſen, bis ich dort einziehen darf, wo meine Liebe und alſo auch meine Freiheit wohnt. Wird denn in Deinem Schloß, Sonne meines Lebens, auch die alltägliche Sonne unſer Glück beſcheinen? Ich käme dann noch lieber zu Dir.

Zum zweiten Male leſe ich Deinen letzten Brief. Muß ich doch ſo lange davon leben, bis ein neuer in meinen Händen iſt. Du ſagſt darin, daß künftig das Heil, auch für das Familienleben und die Stellung der Frauen, vom Staate ausgehen müſſe. Indeß könnte doch wohl einſtweilen etwas gethan und vorgearbeitet werden, durch die weibliche Erziehung; damit das Leben der Frauen, das bei ſo vielen gedankenlos verſtrickt, verſtickt und verdämmert wird, wenigſtens ein durch höhere Intereſſen, durch geiſtige Nahrung angeregteres würde. Wir wollen keine gelehrten Frauen, ſagen die Männer. Hierin haben ſie recht; auch hat es damit wenig Gefahr: mit der Gelehrſamkeit geht's nicht ſo ſchnell, und kommt darauf überhaupt nichts an; aber doch auf den Sinn für das, was im Reich des Geiſtes ſich bewegt; auf eine rege lebendige Theilnahme an Allem, was Bedeutung hat in dem ſich mehr und mehr erweiternden Reiche, das die Religion und den geſellſchaftlichen Zuſtand, das Kunſt, Natur und

Geſchichte, vor Allem aber die mannigfaltigen Erſcheinungen des Lebens und Treibens der jetzigen Zeit in ſich faßt.

Erzieher und Erzieherinnen hätten gewiß eine leichte Aufgabe, bei dem erregbaren Geſchlechte dieſen antheilnehmenden Sinn zu wecken und zu nähren. Sie brauchten ſich nur von ihrem Erbfeinde, der Pedanterie, frei zu machen; der die Blüthe mit der Frucht zerſtört und ſie vor eitel Lehren das Leben überſehen läßt. Lehrten ſie nicht ſo häufig, blos um zu lehren, ſo würde auch ihrem Unterrichte eine genaue und innige Beziehung auf's Leben ſelbſt nicht fehlen, ohne die doch Alles nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleibt.

Uebrigens bedaure ich jetzt nicht, daß ich keine Kinder zu erziehen habe. Denn könnte ich Dir nicht allein und ungetheilt alle meine Zeit und Kräfte widmen, ſo müßte ich Dich fünf Deiner ſchönſten Lebensjahre — ſitzen laſſen.

Noch etwas: weil doch nicht jeder unſerer

Briefe Geheimſchrift enthält und die Cenſur umgehen muß; und um nicht genöthigt zu ſein, jeden der Feuerprobe zu unterwerfen, ſchlage ich Dir vor, gegenſeitig unſere Briefe mit „Theure" oder „Theuerſter" anzufangen. Wir können dies mit dem beſten Gewiſſen thun, da wir uns in der That durch unſer geheimes Einverſtändniß immer theurer werden. Schlafe wohl!

IV.

Wünſche Dir Glück, daß Du den Dunſtkreis einer deutſchen Reſidenz wieder hinter Dir haſt. Es iſt fürwahr ein ſeltſamer politiſcher Horizont, dieſer deutſche, an dem eine unſichtbare Sonne hinter etlichen dreißig Höfen ſteckt. Sei mir nun zum zweiten Mal in Deiner zweiten Heimath willkommen. Im Grunde haſt Du mir viel zu verdanken. Dieſe beſtändige Abwechslung zwiſchen Land- und Stadtleben, wer kann es beſſer verlangen! Alſo gib mir zu, daß ich Dir Gelegenheit verſchafft, Dich vor Einſeitigkeit zu bewahren, verſchiedene Zuſtände erfahrungsmäßig kennen zu

lernen, Dich in mancherlei Lagen zu erproben. Erhältſt Du Erlaubniß, die Gefangenſchaft mit mir zu theilen, ſo lernſt Du gar noch eine Art Kloſterleben kennen; nur mit dem erfreulichen Unterſchiede, daß Mönch und Nonne zuſammen hauſen. Wir ſäßen dann, ein Männlein und Fräulein, in unſerem dritten Stockwerke und ließen die politiſche Sündfluth da unten allmälig verlaufen.

Alſo der Jahrstag der Verfaſſung iſt gefeiert worden? Nun, haben ſie geſtern die Conſtitution genoſſen, ſo werden ſie heute Katzenjammer haben. Das verhält ſich wie Urſache und Wirkung. Luſtig iſt's, daß Oheim und Neffe als Repräſentanten der beiden feindlichen Parteien, an verſchiedenen Tafeln zu Mittag aßen, der Eine für Fürſt und Vaterland, der Andere für Freiheit und Vaterland. Da ſieht man, wie die Hydra der Politik bis in den Schooß der Familien den „giftigen Samen der Zwietracht" trägt:

„Es löſen ſich alle Bande frommer Scheu —
Man ſieht den Neffen von dem Ohm ſich reißen,
Der Eine da, der And're dort zu — ſpeiſen.“

Es iſt merkwürdig, daß Du Dir ſogar mit dem hohen Bundestage und dem neuen Schiedsgericht zu ſchaffen machſt. Kann man ſich um weniger bekümmern? Doch ſo kommt's! Will man die Männer mit Gewalt aus der Politik heraustreiben, ſo werden die Frauen mit Gewalt hineingetrieben. In Frankreich, während der Revolution, hatte man etlichen tauſend Männern die Köpfe abgeſchlagen, und nicht wenigen Frauen dazu. Damals ging die Politik gleich an den Hals; und es war ſo natürlich, daß ſich die Frauen um den Staat, als daß ſie ſich um ihren Kopf nebſt Geſicht bekümmerten. In Deutſchland haben die offiziellen Staatsmänner ſchon aus bloßer Furcht vor der Revolution den Kopf verloren, ohne daß er ihnen vom Halſe fällt; und den wenigen anderen Männern, die ſich mit dem Staatsunweſen zu thun machen, geht zwar die Politik nicht an den Hals,

aber doch an den Kragen, woran ſie gepackt werden. Das bringt Kleider und Weißzeug in Unordnung; die große und kleine Wäſche, die ganze Haushaltung — Alles kommt aus dem Geleiſe. Kein Wunder alſo, daß endlich auch haushälteriſche deutſche Frauen merken, wie die Wirthſchaft im Staate mit der im Hauſe verzweifelt nahe zuſammenhängt. Und ſo iſt's recht! Nehmt nur Partei, ihr deutſchen Frauen. So lange den deutſchen Männern und Schnecken nur das Haus auf den Rücken gewachſen iſt, nehmt Ihr den Staat auf Euch; ſo lange die Männer das Herz in den Hoſen tragen, traget Ihr das Herz im Kopfe; ſo lange die Männer Waſchweiber ſind, denkt, ſprecht und handelt als Männer. Spielt nur die verkehrte Welt bis zu Ende. Iſt das Stück aus, ſo fängt die rechte Welt von ſelbſt an.

Du nimmſt vom Bundesſchiedsgericht mehr Notiz, als davon wahrſcheinlich ſämmtliche getreue Volksvertreter nehmen werden, die es kaum mehr merken, wenn von Bundeswegen Satyren auf ſie

erſcheinen. Mit drei Worten haſt Du dieſen neuen Nagel am Sarge der todtgebornen deutſchen Freiheit ganz richtig auf den Kopf getroffen. Mit anderen Worten ließe ſich die Sache ſo ausdrücken: „Für etwaige Streitigkeiten zwiſchen Regierungen und Ständen ſoll ein Gericht beſtehen, welches erklärt, daß die Regierungen Recht, daß die Stände Unrecht haben.“ Das Bundesſchiedsgericht iſt alſo ein Gericht wie jedes andere, das ſich in Deutſchland mit politiſchen Angelegenheiten zu befaſſen hat, ehe noch der zu entſcheidende Fall exiſtirt, weiß man ſchon, gegen wen die Entſcheidung ausfällt. Das iſt freilich Sicherheit und Gewißheit des Rechts in höchſter Potenz.

Du ſchickſt mir ja eine ganze Maſſe landſtändiſcher Protokolle vom aufgelöſ'ten heſſiſchen Landtage her? Ach! dieſe Reliquien der ſeligen Landſtände werden ſchwerlich Wunder thun, da man ja, ihre verblichenen Inhaber nicht heilig, ſondern unheilig geſprochen hat. Doch laßt ſie ruh'n die Todten! Ich werde wenigſtens nicht viel Zeit

damit verlieren, ihre Aſche zu ſtören. Nur zuweilen will ich mir, etwa wie aus dem „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte,“ einige Stellen herausſtechen, und ich bin dann im Voraus gewiß, daß ich nicht finde, was ich geſucht. Es geht Einem mit den landſtändiſchen Verhandlungen, wie mit einem Converſationslexikon. Suchſt Du etwa „Deutſchlands Gegenwart,“ ſo heißt's: ſiehe hinten „Vergangenheit Deutſchlands.“

Vor einigen Tagen hatten wir wieder einmal einen 18. Oktober. Das iſt ein gleichſam merkwürdiger Tag. Welche unermeßliche Bagage von Hoffnungen zog doch hinter den ſiegreichen Heeren der hohen Alliirten her, bis ſie auf ſchlechten Wegen ſtecken blieb und von vornehmen Moradeurs rein ausgeplündert wurde. Es iſt ein Tag, der erſt durch die Feuer, die auf den deutſchen Bergen nicht mehr brennen, in das rechte Licht geſetzt wurde. Für mein beſonderes Ich hat er eine beſondere Bedeutung, und ſo rief er mir auch diesmal eine Reihe eigenthümlicher Umſtände in's

Gedächtniß zurück. Denn mit Millionen anderer Deutſchen hatte ich mir lange in den Kopf geſetzt, jenen Schlachttag nicht für einen Tag zu halten, an dem die Freiheit geſchlachtet wurde, ſondern für das gerade Gegentheil. In gewiſſem Sinne, wenn auch in anderm als vor zwanzig Jahren, habe ich dieſe fixe Idee noch jetzt.

Nun hatte es ſich aber ſchon im Jahre 1820 zugetragen, daß ich die Neigung zur heißgeliebten aber ſehr ſpröde thuenden deutſchen Freiheit im Gefängniſſe verſitzen ſollte; denn dieſe Dame ſtand gerade damals in einem unanſtändigen Verhältniſſe mit der Mainzer politiſchen Central-Unterſuchungs-commiſſion und war gegen alle anderen Bewerber ſehr grob und grauſam. Aber der 18. Oktober 1820 kam heran und ſchien der Prüden einige Schamröthe in die Wangen zu treiben. Man hatte ſo eben in meinem heſſiſchen Partikular-Vaterlande eine jener gemiſchten Conſtitutionen fertig gebracht. Das patriotiſche Feuer, an dem ſie gar geworden war, glühte noch ſo ſehr in

allen Herzen, daß es bald durch alle Straßen der Reſidenz Darmſtadt in einigen tauſend Illuminationslämpchen zum Ausbruche kam und eine ganze halbe Nacht fortbrannte. Und daſſelbe Feuer im Herzen, ſetzten meine Richter ſich nieder, um Gericht über mich zu halten. So wurde denn gerade an jenem 18. Oktober meine Freilaſſung ausgeſprochen. Das ärgerte die Ariſtokraten und brachte den Tag bei mir zu weiteren Ehren.

Und es hatte ſich ferner zugetragen, daß ich im Jahre 1833 den Nachgeſchmack der deutſchen Freiheit abermals im Gefängniſſe genießen mußte, daß ich abermals — wie es zu gehen pflegt — aus Liebe zur allgemeinen Freiheit die beſondere verloren hatte. Des Geſchehenen gedenkend, habe ich alſo am 18. Oktober 1833 geradezu dem lieben Gotte zugemuthet, er möge mir irgend ein Zeichen geben, daß er es beſſer mit mir meine, als ſeine vorgeblichen Stellvertreter auf Erden. Ich brauchte keine Viertelſtunde zu warten, ſo

ließ ſich ein Regenbogen ſehen, den ich für das begehrte günſtige Zeichen gelten ließ. Trotz dem ſaß ich am 18. Oktober 1834 immer noch im Gefängniſſe. Allein mein guter deutſcher Glaube iſt nicht ſo leicht zu erſchüttern. Ich erklärte jenen Regenbogen für bloße Abſchlagszahlung in der farbigen Münze der Hoffnung und bat mir ein weiteres Zeichen aus. Zwar kam kein zweiter zum Vorſchein. Doch als ich am Abend durch das Gitter meines Fenſters nach dem dunkeln Himmel blickte, zuckte plötzlich am ſüdweſtlichen Himmel ein Blitz durch die Wolken und keiner mehr. Jetzt war ich zufrieden. Ich hatte die Feuerflamme des Herrn geſehen: ſie deutete nach Frankreich.

Sollteſt Du vielleicht in ultraphiloſophiſcher Aufklärung ein Lächeln nicht unterdrücken können, daß ich mich nun am ganzen Abende des letzten 18. Oktobers — wie noch heute in der Erinnerung — beſonders friſch und fröhlich fühlte? Es war dennoch nicht anders. In beſter Stimmung

ſetzte ich mich zu einer Flaſche Eilfer Rheinwein, und auf dem flüſſigen Golde ſchwammen mir tauſend Erinnerungen aus einer freundlich ernſten Vergangenheit zu. Ich gedachte jener Feldzüge in den Jahren $18^{13}/_{15}$ und mancher bedeutungslos ſcheinenden Zufälligkeiten, wie ſie das Würfelſpiel des Kriegs ſo häufig mit ſich bringt, welche aber durch ihren Erfolg eine Wichtigkeit für den Einzelnen gewinnen. Und gibt es denn nicht, wie im Einzelleben ſo auch im Völkerleben, ſolche unbemerkbar leiſe Hauche des Schickſals, die gleichwohl nicht ſelten das ſtolz einherfahrende Staatsſchiff in andere Bahnen lenken?

Anno 1813, im Jahr der Befreiung Deutſchlands, waren — meine Stiefel zerriſſen. Die anhaltenden Märſche hatten mir das Fleiſch wund gerieben. Alſo konnte ich nicht hoffen, weite Wege zurückzulegen. Aber am Tage vor der Schlacht bei Leipzig fand ich Gelegenheit, in die Stadt zu kommen. Eine Menge Läden wurden vergeblich durchſucht, da fand ſich endlich ein einziges Paar

Stiefel. Es paßte wie angegoſſen und ſo ſehr hatte der anonyme Schuhmacher meinen Wandel verbeſſert, daß meine Füße mich glücklich in die Heimath trugen. Weiß Gott, was ohne ihn aus mir geworden wäre. Seitdem iſt mir jener Schuſter in Shakespeare's Julius Cäſar, wie er ſich herausnimmt, den Wandel der Leute verbeſſern zu wollen, eine ſehr poetiſche Geſtalt.

Auch gedachte ich des wirren Rückzugs am Morgen des 19. Oktobers über die Elſter. Plötzlich war ich in's Waſſer geſchoben, konnte mich aber noch an einem Balken oder an einer umgeſtürzten Laffette — ich weiß ſelbſt nicht mehr an was — feſthalten. Ein franzöſiſcher Soldat reichte mir die helfende Hand. Ehe ich ihm danken konnte, hatte ihn die Maſſe fortgedrängt. Seit nun der pflichtmäßige Franzoſenhaß verraucht iſt, hat dieſes Ereigniß für mich einen ſymboliſchen Sinn. Es gemahnt mich, daß ſich daſſelbe wohl auch im Großen wiederholen könne; daß ſich Deutſchland und Frankreich noch einmal die Hand bieten wer-

den. Davon werden freilich die Ur=, Alt= und Ueberdeutſchen nichts wiſſen wollen, die ſich ſeit 1813 pro stylo, aber nur pro stylo, ſo ſehr an's Franzoſenblut gewöhnt haben, daß ſie ſich wie alte Branntweintrinker dieſes Gedankenſchnapſes nicht mehr entwöhnen können. Meinethalb! Ich halte es für kein Arges, wenn ich mir die Franzoſen als die leichten Späne denke, womit das Feuer der europäiſchen Freiheit angezündet, ſo wie die Deutſchen als die ſoliden und ſchweren Scheite oder Klötze, womit es unterhalten werden muß.

Sodann führten mich meine Kreuz= und Querzüge durch die Vergangenheit auf den franzöſiſchen Boden. Es war am 28. Juni 1815, gegen Ende des Treffens bei Straßburg, als ich auf der Landſtraße ſtand; dicht neben mir, im Chauſſeegraben verſteckt, kniete ein Soldat, der gerade ſein Gewehr lud. Eine Kugel kam pfeifend geflogen. Zwar falle ich nicht ſehr in die Augen, doch in jenem Tirailleursgefecht konnte ſie nur auf mich gezielt ſein. Aber dieſelbe Kugel ſtreckte meinen

Nebenmann todt nieder, daß ihm keine Ader mehr zuckte. Und warum — dachte ich — ſoll ich mich nun jetzt für getroffen halten, da ſie ein richterliches Urtheil auf gut Glück gegen mich abgeſchoſſen haben? Die Glücks- oder Unglückskugel pfeift ja noch und — Zielen iſt noch kein Treffen. Ferner erinnerte ich mich, daß es ja gerade am 13. März, an meinem Geburtstage war, als ſich das Gericht zur Erlaſſung jenes Urtheils verſammelt hatte; und daß es doch eine gar plumpe Ironie des Schickſals wäre, wenn mir dennoch etwas Schlimmes begegnen ſollte.

Mit Erinnerungen ſolcher Art fuhr mir noch manches Sonſtige durch den Kopf. Unter Anderem, daß es ſo wunderlich als erklärlich iſt, auf eine Finger- und Zeichenſprache der ſogenannten Hand der Vorſehung zu achten, und ſich zu freuen, ſobald uns der Erfolg an einen jener Augenblicke glauben läßt, da wir „dem Weltgeiſt näher ſtanden als ſonſt, und eine Frage frei hatten an das Schickſal.“ Allerdings ſteckt in dieſem Glauben

etwas Eitelkeit. Aber „der Egoismus iſt ſchwer aus dem Menſchen zu vertreiben.“ Und da Jeder in ſich ſelbſt den Mittelpunkt ſeiner Welt hat, ſo iſt das Gelüſte natürlich genug, auch dem ſcheinbar Zufälligſten eine beſondere Beziehung auf das eigene kleine Ich zu geben. Setzt ſich ja dieſer aſtrologiſche Aberglaube in tauſend Schattirungen durch alle Zeiten fort!

Haſt Du nicht auch Deine beſtimmten Tage, die Dir als beſonders glücklich und Glück verheißend gelten? Bei mir iſt's der Sonnabend. Dieſe etwas jüdiſche Vorliebe kann ich mir, proſaiſch genug, daraus erklären, daß der Samſtag ſchon auf Schule und Gymnaſium ein halber Ruhetag war und zugleich die tröſtliche Ausſicht auf einen ganzen eröffnete. Aber das Wunderliche iſt, daß ich trotz der natürlichen Erklärung des Wunders den Glauben daran nicht aufgeben mag. Auch habe ich mir einige glückliche Zahlen geſucht, mich aber gehütet, unglückliche zu finden. Dazu gehört die Zahl „Fünf“ mit ihren Zuſammen-

ſetzungen. Da ſie mich nun gerade auf fünf Jahre Feſtung verurtheilten, ſo glaube ich nicht an die Vollſtreckung ihrer Sentenz; und dies um ſo weniger, da Unterſuchung und Haft gerade an einem Sonnabend ihren Anfang genommen haben.

Hatte ich nichts Beſſeres zu thun, ſo trieb ich wohl die Sache noch weiter. Ich ſtach mir etwa eine Stelle aus einem Buche heraus, um ſie Dieſes oder Jenes bedeuten zu laſſen und dergleichen. So ſpiele ich in der Lotterie des Schickſals, richte es aber ſtets ſo ein, daß ich keine Niete ziehe. Denn habe ich eine günſtige Vorbedeutung gezogen, ſo gebe ich mir deſto größere Mühe, die Hoffnung zur Erfüllung zu bringen. Geht's damit nicht, oder iſt die Vorbedeutung ſchlecht ausgefallen, ſo mache ich nichts weiter daraus.

Gegen dieſe Sorte Fatalismus läßt ſich gewiß nichts einwenden. Gewinnt man auch ſonſt nichts dabei, ſo hat man doch bei glücklichem Erfolge einen poetiſchen Moment in ſeinem Leben gewonnen; denn man hat dem Zufalle, dem Schickſale

oder wie Du es nennen willſt, Veranlaſſung gegeben, zum prophetiſch-ſymboliſchen Dichter der Zukunft zu werden. So haben wir uns eine neue Sproſſe in die Leiter eingeſetzt, welche die Erde mit dem Himmel verbindet, und worauf ſo gern ein freudiger Glaube immer von Neum fußt; wir haben uns auf einen Standpunkt geſtellt, wo wir ſelbſt den noch fortdauernden Schmerz leichter ertragen, da wir uns geiſtig ſchon über ihn erhoben haben.

Wie nun in jedem, ſelbſt im anſcheinend unbedeutendſten Menſchenleben ſolche blüthenſchwere Augenblicke kommen, worin ſich ein Theil ſeiner eigenen Zukunft abzuſpiegeln ſcheint; ſo treten auch Menſchen auf, deren ganzes Leben zum Ausdrucke der Zukunft ihres Volks und der Menſchheit wird. Denn es gibt nicht blos Dichter in Worten, ſondern auch in Thaten, oder in beiden zugleich; und dieſe ſind die eigentlichen und wahren Univerſaldichter. Mag ſich der Geiſt auf dem Papiere verkörpern; mag er ſich mit dem Meißel

dem harten Marmorblocke aufprägen, oder ſich mit dem Schwerte des Feldherrn in das faul gewordene Fleiſch der Völker eingraben, daß ſie mit friſchblutenden Wunden um ſo dauernder geneſen: überall iſt Poeſie, wo eine von beſonnener Begeiſterung beherrſchte und bewegte Fülle von Kraft waltet und begeiſternd zum Schaffen oder Zerſtören fortreißt. Denn es gibt kein Schaffen ohne ein Zerſtören. Der ſtarre Fels muß in Stücke gebrochen werden, damit er in Bauſteinen von Neuem ſich erhebe. Auch Chriſtus mußte vernichten, um zu ſchaffen: erſt aus und über den Trümmern der heidniſchen und jüdiſchen Tempel haben ſich die Dome der Chriſten gewölbt.

Das Alles fiel mir am 18. Oktober ein, an jenem Tage, der nur allzuſehr der Vergangenheit angehört und der mich auch in meine Vergangenheit zurückblicken ließ. Ich habe mir nun vorgenommen, Dir meine Lebensgeſchichte zu erzählen. So etwas muß im Alter oder im Gefängniſſe

geſchehen: in der Jugend und Freiheit gibt's Beſſeres zu thun.

Und doch iſt es ſonderbar, daß wir Beide nun ſchon länger als ſechs Jahre Mann und Frau ſind, und daß wir vor lauter Gegenwart noch keine Zeit fanden, uns gegenſeitig unſere Culturgeſchichte zu erzählen. Es ging uns, wie es mit den Merkwürdigkeiten des Wohnorts geht: man hat ſie allzu nahe und bequem, als daß man es nicht verſäumen ſollte, ſie anzuſehen. Um fremde Geſchichten bekümmert man ſich ſchon eher. So geht's aber Tauſenden und Millionen von Männern und Frauen. Man bildet ſich nur ein, daß man ſich kennen gelernt hat; man heirathet ſich; man lebt neben einander her, und keiner der beiden Ehehälften fällt es nur ein, die andere bis auf die Wurzeln ihres Daſeins blicken zu laſſen. Und doch könnten nur auf dieſem hiſtoriſchen Wege die beiden Hälften ſo zu ſagen auch rückwärts und in ihrer vorehelichen Vergangenheit zu einem Doppelweſen zuſammenwachſen. In unſern her-

kömmlichen Ehen ſind aber Mann und Frau nur verbunden, wie der Baum und ſeine Schmarotzerpflanze; oder wie die mit Goldſchaum verklebten Blätter eines Almanachs „für eheliche Liebe und Freundſchaft;“ das Leben blättert ſie nur mehr aus einander, ſtatt ſie inniger zu vereinen. Freilich haben Viele Grund, ſich nicht auf den Grund ſehen zu laſſen: und bei Anderen iſt der Boden ſo ſeicht, daß es ſelbſt der kleinen Mühe des Nachſehens nicht verlohnt.

Ob dieß auch bei mir der Fall iſt, muß ich Deiner freundlich nachſichtigen Beurtheilung überlaſſen. Wenigſtens habe ich mich vom Strome der Geſchichte nie als bloßer fauler Fiſch an's Ufer ſpülen laſſen; ſondern bin immer munter mitgeſchwommen, ſo gut oder ſchlecht es gehen wollte. Darum war ich immer ſelbſt ein Stücklein Geſchichte, wenn auch noch ſo klein. Das iſt Jeder, der ſich von dem bewegen läßt, was ſeine Zeit und ſein Volk bewegt.

Und fürchte ja nicht, daß ich zu ausführlich

werde. Ich bringe keine zehn Bände „aus meinem Leben“ zu Stande. Vor dieſer Sünde bin ich ſchon durch mein ſchlechtes Gedächtniß bewahrt, oder — wenn Du es lieber willſt — durch die Kunſt zu vergeſſen, die in ſchlechten Zeiten mehr werth iſt, als die zu behalten. Im Grunde habe ich nur Sinn für Gegenwart und Zukunft, und ſelbſt mit dem beſten Willen könnte ich gar kein Anhänger der hiſtoriſchen Schule ſein. Eben ſo geht's tauſend Anderen. Das ſollten ſich die hiſtoriſch-politiſchen Schulmeiſter merken, ob ſie nun auf Thronen ſitzen, oder hiſtoriſch-politiſche Wochenblätter ſchreiben. Von meinen eigenen früheren Erlebniſſen habe ich kaum mehr behalten, als was mir durch ſpätere Erlebniſſe deutlich geworden iſt; nur Das, worin ſich auch das eigenthümlich Bedeutende meiner Zeit abſpiegelte oder ſich mir abzuſpiegeln ſchien.

Für Andere, die meine Erzählung anhören, iſt's damit gerade genug. Für mich ſelbſt wünſchte ich, daß ich mehr von mir ſelbſt wüßte. Es wäre

wohl nicht übel, wenn die Eltern eine Art Tagebuch über die erſte Jugend ihrer Kinder führten. Wann die lieben Kleinen den erſten Zahn bekommen, wann ſie zum letzten Male das Bett bewäſſert haben, müßte nicht gerade aufgeſchrieben werden; wohl aber das Epochemachende in der Entwicklung ihres geiſtigen Lebens, durch welche Anſichten und Intereſſen ſie zeitweiſe beherrſcht wurden, wie Andere an die Reihe kamen u. dgl. Ein ſolches Tagebuch könnte recht pedantiſch und lächerlich, doch auch nützlich und wichtig ſein. Es käme auf die Eltern an.

Fürchte auch nicht, daß ich bei der Vergangenheit der Gegenwart und Zukunft vergeſſe; daß ich verſäume zu thun, was jetzt zu thun iſt. Das iſt zwar ein ſehr deutſcher Fehler. Aber ich werde kein Narr ſein und meine Selbſtbefreiung um keine Stunde verzögern, weil ich etwa mit der Begründung meines hiſtoriſchen Rechts auf Freiheit noch nicht zu Ende bin. Schreibſt Du

mir alſo als Deinem „Theuren," ſo werde ich Dir als meiner „Theuren" zu antworten wiſſen.

Indeſſen merke ich, daß mich heute die Vorrede zu meiner Geſchichte nicht mehr zur Geſchichte ſelbſt kommen läßt. Da iſt's mir nun doch wie anderen Deutſchen gegangen. Alſo das nächſte Mal.

Einſtweilen ſprich der Mutter guten Muth zu. Sie ſoll ſich keinen Kummer machen um meine Mitgefangenen in Ketten. Es ſind Deutſche, die ſich an Alles gewöhnen. An ihren Ketten ſind eiſerne Kugeln angebracht, womit ſie zuweilen ganz luſtig ſpielen. Auch die herbſtlichen Mücken, die mich noch in meinem Zimmer umſummen, ſoll ſie für keine Elephanten anſehen. Aber ſo macht's die gute Mutter in der Sorge für ihre Kinder; in der Sorge für ſich ſelbſt ſieht ſie wohl die Elephanten für Mücken an.

Den Kindern ſchenke etwas für ihren guten Einfall. Könnte ich doch eben ſo wohl in Babenhauſen ſitzen, weil meine Stube ausgeweißt wird,

als weil ich zwei Bücher geſchrieben habe. Ein Entſcheidungsgrund iſt ſo gut wie der andere: ſo und ſo wird etwas weiß gemacht.

Und Dir, meine Liebe, tauſend Grüße und Küſſe. Ach, die geſchriebenen Küſſe; ſie ſind ein klägliches Surrogat, ſie ſind wie die hölzernen Feuerſteine. Darum werden ſie auch meiſt im Tauſend abgelaſſen.

IV.

Guten Morgen mein Theurer! Man merkt Deinem geſtrigen Briefe an, daß er aus dem Gefängniſſe kommt. Wer anders, als Einer der ſich der Einſamkeit ergeben, fände Zeit, ſich ſo viel mit Vorbedeutungen und dgl. zu thun zu machen? Aber ich lache nicht darüber; haſt Du mich doch ſchon angeſteckt. Gerade liegt ein miniſterielles Reſcript vor mir. Ich weiß, es enthält die Antwort auf mein Geſuch um Theilung Deiner Gefangenſchaft und doch zögere ich, das große Siegel zu erbrechen. Der doppelt geſchwänzte Löwe darauf ſtreckt mir ſo höhnend die Zunge entgegen, das kann nichts Gutes bedeuten.

Courage! — — Richtig, da leſe ich: „daß der Ehegattin“ u. ſ. w. „nicht zu willenfahren geruht worden.“ — Wie mich dieſe wohlbekannte Phraſe, ſo wenig Hoffnung ich mir auf den Erfolg meiner Bitte gemacht hatte, von Neuem in Aerger verſetzt, wie ſie mir wieder das Herz zuſammenpreßt! — — Jetzt, mein Freund, keinen Augenblick länger gezögert uns Luft zu machen. Schreibe mir ſogleich, was Du noch bedarfſt, um die Flucht ins Werk zu ſetzen. Ich will ſchon Mittel und Wege erforſchen, es in Deine Hände zu bringen. Beſchreibe mir auch die Lokalität des Schloſſes näher, das ich nur aus der Ferne kenne.

Bisher hatte ich meine Spatziergänge zu derſelben Stunde gemacht, wie Du. An den Tagen, wo Du auf dem Walle promenirt wirſt, umkreiſte ich die Feſtung, um Dich doch wenigſtens manchmal von Weitem zu ſehen. Geſtern aber erhielt ich die Weiſung, wenn ich mich wieder im Umkreiſe, ich weiß nicht von welcher Entfernung,

blicken ließe, daß Dir alsdann die Spatziergänge auf dem Walle unterſagt würden. Hier ſcheint alſo der Satz zu gelten: „Alles was nicht erlaubt, iſt verboten.“

Dafür wurde ich aber heut', nach einer rauhen Nacht und nach dem Uriasbrief aus Darmſtadt, in etwas entſchädigt:

Dem Sturm ein Lied! — Er hat mit wilder Haſt
Dem Nußbaum von dem Haupt die grüne Hülle,
Laut tobend hat er, ohne Ruh' und Raſt,
Entriſſen ihm die reiche Blätterfülle;
Die ſonſt erquickt mich in der Einſamkeit —
Mag ſie die Wind'sbraut ſpurlos jetzt verwehen,
Sieht doch mein Aug', mein ſpähend Aug', nun weit:
Es ſieht Dich Liebſten in der Ferne gehen!

Sie dürfen mir ja das Fenſter nicht vermauern, nicht befehlen, eine andere Wohnung zu nehmen? Auch könnte ich doch nicht zum Telegraphen für Dich werden, ſtreckte ich die Arme noch ſo weit aus; denn trotz Brillen trägt Dein Auge ſchwerlich ſo weit und das der bewaffneten Goliathe,

zwiſchen denen der kleine David einherſchreitet, iſt ſcharf auf ihn gerichtet. Die Diener der Gewalt repräſentiren wohl den Despotismus, — der Gefangene den freien Geiſt; aber jener Rieſe wird nicht auf einen Wurf fallen.

Am letzten 18. Oktober kam Dir ja ſo viel in den Sinn, wie den Fürſten ſeit dem 18ten Oktober 1813 aus dem Sinn gekommen iſt. Dieſer vorgeſtrige 18. Oktober iſt ein wahrer Maitag geweſen; nur war die Kaſtanienallee, nicht weit vom Schloſſe, ſtatt in weiß röthliche Blüthen, in gelb, hochroth und braun gekleidet; weißer fliegender Sommer hing von Baum zu Baum; darüber der tiefblaue Himmel mit der goldenen Sonne, und daß keine Farbe fehle ſchimmerte zwiſchen den Stämmen der Bäume das Grün der Wieſen und Felder mit der jungen Saat. Bald wird ſie der Reif des Winters decken, damit ſie erſt im Frühling erblühe und ihre Früchte trage. Ich gedachte dabei der Hoffnungen, die aus dem 18. Oktober 1813 hervorgeſproßt, jener

jungen Saat der Freiheit, die vielleicht, wie es dreißigjährige Kriege gibt, einen dreißigjährigen friedlichen Winterſchlummer halten muß, ehe ein Banden ſprengender Frühling ſie von Neuem erweckt und ſie zu Früchten heranreiſt.

Da wir nicht mit einander leben können, wohl aber von einander leben müſſen, ſo iſt's recht, daß wir uns einſtweilen von einander erzählen, bis wir wieder mit einander unſere Geſchichte weiter erleben.

Und iſt es wahr, daß unſer Schickſal, unſere Erlebniſſe uns zum guten Theile zu dem machen, was wir ſind, ſo iſt es ja ſchon deßhalb für den Dritten von Wichtigkeit, dieſe kennen zu lernen. Nach dieſer Einleitung ſollte ich mich nun auch aufs Erzählen verlegen, aber da fühle ich mich ſehr verlegen; denn — ich weiß nichts, habe nichts erlebt, ehe ich Dich kennen lernte. Was erlebt ein Mädchen viel vor dem achtzehnten Jahre? Erſt mit dieſem Jahre lernte ich Dich kennen. Das weiß ich noch, daß ich mich oft

nach etwas „Würze des Daſeins,“ nach ein wenig Unglück ſehnte; welches Gewürz, nachdem ich Deine Bekanntſchaft gemacht hatte, nicht lange auf ſich warten ließ und von nun an zuweilen in etwas ſtarken Doſen verabreicht wurde. Doch merke ich noch nicht, daß ſein häufiger Genuß abſpannend auf mich gewirkt hätte; nur habe ich jetzt genug davon und darum werde ich Alles beitragen, damit eine andere Koſt auf unſern Tiſch komme.

Ich bin voll Ungeduld, Deine nächſten Plane zu erfahren. Schreibe die Geheimſchrift doppelt, daß, wenn ſie etwa auf der erſten Seite des Briefs verbrennt, ſie auf der anderen Seite auch zu finden iſt. Könnte ich doch nur eine einzige Viertelſtunde mit Dir reden! Was iſt's mit allen dieſen Briefen, die ich oft ſchnell ſchließen muß, weil die Ordonnanz ſteif vor der Thüre ſteht und darauf wartet? Adieu, mein Leben!

V.

O weh! meine Theuerſte. Der großmüthige Löwe, Se. beſtialiſche Majeſtät, hat ſich alſo gegen uns als falſche Katze gezeigt. Auf den Glauben an eine günſtige Entſcheidung hatte ich freilich in meinem Schloſſe keine Schlöſſer gebaut. Aber doch ſchien ſie mir nicht ganz unmöglich. Nun haben wir ſtatt der mageren Hoffnung die ſchlimme Gewißheit. Ein wunderliches Schickſal läßt ſich an uns aus. Dame Fortuna hat zwei Schalen in Händen, wovon die eine mit den Süßigkeiten, die andere mit den Bitterkeiten des Lebens gefüllt iſt; und da ſie gerade etwas übellaunig gegen

uns geworden, haben wir unter die Traufe der letzteren kommen müſſen. Denn mußten wir nicht ſeit länger als einem Jahre eine Bitterkeit nach der andern tropfenweiſe ſchlucken? In Gottes Namen! Wir wollen es für eine bittere Arznei halten, ob ich gleich noch nicht recht einſehe, zu was ſie heilſam ſein ſollte. Von jetzt an ſind wir aber unſer eigener Arzt, und nun wird's beſſer gehen. Mir iſt gewiß, daß die Hefe bald ausgekoſtet, daß der Wendepunkt zum Beſſeren nahe iſt.

Hätten ſie Dir geſtattet, die Gefangenſchaft mit mir zu theilen — ein Jahr lang hätte man es wohl noch verſuchen können. Dann hätte man weiter geſehen. Sie haben es nicht gethan. So muß ſich nun der geheime Bund in Thätigkeit ſetzen, den wir — Beide miteinander abgeſchloſſen und ſogar öffentlich am Traualtar beſchworen haben. Auch er iſt ein Zweig jener großen Verbindung aller Braven, die da heißt: Aide-toi et

le ciel t'aidera und die ſich ſogar über Deutſchland verbreitet.

Aushalten könnte ich es ſchon im Gefängniſſe. Ich fühle mich geſund genug, um im Voraus verſichert zu ſein, daß mich dieſe fünf Jahre nicht aufreiben würden. Aber es iſt nicht bloß mein gutes Recht, mich ſelbſt zu befreien, es iſt mir auch eine Ehrenſache, daß ſie ein ſolches Urtheil nicht vollſtrecken, daß ſie ihren ariſtokratiſchen Kitzel an mir nicht befriedigen. Wir wollen zuletzt lachen. Dafür Alles einzuſetzen habe ich mir ſelbſt das Wort gegeben. Du denkſt ebenſo, ich weiß es.

Alſo nun klug und mit beſonnener Eile! Ich arbeite jetzt an einer Vorſtellung an die Stände. Als Nr. 2 von Eingabe ſtelle ich eine Beſchwerde wegen verſäumter Anrechnung des Unterſuchungsarreſts in Ausſicht; als Nr. 3 ein Reſtitutionsgeſuch, wozu ich — um der Sache einen Anſtrich zu geben — an weiterem Material ſammle. Dieſe oſtenſibeln Rüſtungen zu einem Bombardement mit Bittſchriften und Vorſtellungen, verdecken unſern

wahren Plan. Die hohen Behörden meinen dann um ſo eher, daß wir aus höherer Hand, als unſerer eigenen, unſer Schickſal geduldig hinnehmen. Auch in allem Anderem, was etwa dem Herrn Commandanten zu Augen oder Ohren kommen könnte, wollen wir uns ergeben in unſer Loos zeigen, ſtets eine legitime gute Hoffnung in petto haben, immer ſorglos und heiter ſein, ohne daß es auffallen mag.

Meine hieſige Gratiswohnung beſteht aus Zimmer und anſtoßendem Gang. Das unvergitterte Stubenfenſter geht in den rings umbauten gepflaſterten Hof, an deſſen einzigem Ausgange die Wache poſtirt iſt. Die Stockwerke des alten Schloßgebäudes ſind ſehr hoch; es iſt alſo tief von meinem dritten Stockwerke bis zu den Pflaſterſteinen. Bräche hier ein Strick oder gäbe es ſonſt ein Unglück, ſo wären gebrochener Hals oder gebrochene Beine ziemlich gewiß. Auch im glücklichen Falle müßte noch die Wache getäuſcht werden. Zwar habe ich auch dafür einen Plan

ausgedacht. Aber viel gerathener iſt es, das vergitterte Gangfenſter zum Ausgange zu nehmen, wo ich mir freilich erſt durch das Eiſen Bahn brechen muß.

Doch mit Vorſicht und Geduld läßt ſich das machen. Vom Gang führt eine Treppe nach dem zweiten Stockwerke, von dem ich durch zwei mit Schloß und Riegel verſehene Thüren abgeſperrt bin. Dieſes gründliche Einſperren iſt mir ſehr dienſam. Es dauert eine lange Weile, bis alle Schlöſſer geöffnet, alle Riegel weggeſchoben ſind. Dieſe Operation kann nicht ohne großes Geräuſch vor ſich gehen, und ſo habe ich denn, ehe mir einer der Wächter allzu nahe kommt, geraume Zeit mein Sägen, Feilen und ſonſtiges verdächtige Handwerksgeräthe bei Seite zu bringen, und mich in die Poſitur eines muſterhaft ergebenen Gefangenen zu verſetzen. Von meinem Gange geht außerdem eine Thüre zu der anliegenden Wohnung des Adjutanten. Seine Nachbarſchaft hätte gefährlich werden können, durch mögliche Ueberfälle von dieſer

Seite her. Aber glücklicher Weiſe hat mich die kluge Vorſicht der Behörden auch gegen dieſe Gefahr geſchützt. Nicht blos iſt ein mächtiges Vorhängeſchloß an der Thüre angebracht, das mir die gefährliche Nachbarſchaft vom Leibe hält; ſondern der Schlüſſel zur Thüre iſt auch gar nicht in der Hand des anwohnenden Adjutanten, ſondern des unten wohnenden Commandanten. Da bin ich alſo ganz ſicher. Sollte man vielleicht in dieſer politiſch anſteckenden Zeit dem Herrn Adjutanten ſelbſt nicht getraut haben? Ich weiß es nicht, wohl aber weiß ich, daß ich mich zu lebhafteſtem Danke gegen den unwillkührlich großmüthigen Feind verpflichtet fühle, der mit pünktlichſt verrechnender Genauigkeit die Barrikaden ſelbſt aufgerichtet, die mich gegen ſeine Angriffe ſchützen; der die ganze Fülle eines für mich ſo erſprießlichen Scharfſinn's nach Darmſtädter Mundart aufgewendet hat, in der wie bekannt — der Buchſtabe R nicht ausgeſprochen wird. Die Er-

füllung des chriſtlichen Gebots: „Liebet eure Feinde“ — iſt mir noch nie ſo leicht gefallen.

Es gehört wie Du weißt, zu meinen hieſigen Gerechtſamen, daß ich jeden anderen Tag eine Stunde lang auf dem Walle ſpaziere. Da komme ich mir wie ein Pferd vor, das ſie zu weiterer Dreſſur an der Leine laufen laſſen. Aber ſie werden mich hoffentlich nicht lange mehr in ihren Stall zurückführen. Während ich kreiſe, habe ich Gelegenheit, mir die Localität auch nach außen zu beſehen und danach meinen Plan zu machen. Das Fenſter des Gangs geht nach einem das Schloß umziehenden ſchmalen Gärtchen oder Zwinger. Zwar iſt die Luftreiſe von oben bis in den Zwinger weit genug; aber doch ſcheint mir die Höhe um etwas wenn auch nur um wenige Schuhe geringer, als die des Zimmerfenſters über dem Hofe; und jedenfalls wartet meiner beim Herabrutſchen kein ſo harter Empfang als auf den Pflaſterſteinen. Die innere Seite der Zwingermauer, an die ſich ein Gartenhäuschen aus Latten an-

lehnt, iſt nur wenige Fuß hoch und ohne Schwie- rigkeit zu erſteigen; nach außen aber geht dieſe Mauer ſo tief hinab, daß eine zweite Luftfahrt nöthig wird. Dafür läßt ſich das Seil an das Gartenhäuschen bequem anknüpfen. Nun muß der ziemlich nahe an der äußeren Seite der Gartenmauer herziehende Waſſergraben paſſirt werden. Breit iſt er nicht, aber doch ohne An- lauf kaum zu überſpringen, am wenigſten bei Nacht, da man nicht ſieht, wo man abzuſpringen hat. Ob er ſich durchwaten läßt, oder auf dem Grunde ſo ſchlammig iſt, daß ich ſtecken bleiben könnte, habe ich trotz allen Erkundigungen nicht genau ermitteln können. Am ſicherſten iſt's alſo, daß ich mich kurzer Hand in's kalte Bad werfe und das andere Ufer, ſo nahe es iſt, ſchwimmend erreiche.

Von dieſem andern Ufer an erhebt ſich die nicht gar ſteile mit Raſen bewachſene innere Bö- ſchung des Walls, der oben in ziemlicher Breite als Gras und Baumgarten benutzt iſt. Seine

äußere Seite aber beſteht aus einer hohen ſenk=rechten Mauer. Hier muß die dritte Luftreiſe gemacht werden. Einige Schuhe vom äußeren Rande des Walls ſtehen Bäume, an deren einen ſich abermals ein Seil anbinden läßt. Habe ich endlich die Wallmauer hinter mir, ſo habe ich das ganze freie Deutſchland vor mir. Aber der deutſchen Freiheit iſt nicht zu trauen, ich könnte darin ſo gut ſtecken bleiben, wie im Schlamme des Schloßgrabens. Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß ich bereits in gelegentlichem Geſpräche mit meinen Wächtern Erkundigung eingezogen habe, wohin dieſe und jene Wege führen, die ich vom Gangfenſter und Walle aus vor mir ſehe.

Die Leinwand im Koffer reicht hin zur An=lage der einen größeren Luftbahn. Von den bei=den Mauern kann ich mir zur Noth mit zerſchnit=tenen Bettüchern und Handtüchern hinunter helfen. Die nächſte Hauptſache bleibt alſo, die Stabilität der Eiſenſtangen für die Partei der Bewegung

zu gewinnen. Die anderthalb Fuß langen und nahe 1½ Zoll breiten Sägeklingen, die noch unberührt auf dem Boden des Koffers ihrer Beſtimmung entgegenharren, werden vielleicht — ſobald ſie erſt in Thätigkeit kommen — gleich kreiſchenden Demagogen allzu viel Geräuſch machen, oder allzu tiefe Einſchnitte in den Eiſenſtangen zurücklaſſen. Jene diplomatiſch feineren und kleineren Sägeklingen aus Uhrfedern verfertigt, brechen wohl leicht trotz ihrer Schmiegſamkeit? Auch wird damit ſchwer zu arbeiten ſein, wenn man die ſchwanken Klingen in kein paſſendes Geſtell einſpannen kann. Nebenbei wären eine oder zwei Feilen zweckmäßig, um die erſten Einſchnitte zu machen.

Wie nun Feilen, noch einige kleine Sägeklingen und beſonders das Sägegeſtell herbeiſchaffen? Hier zwei Vorſchläge. An meinem alten dünnbeinigen und gebrechlichen Sopha iſt der Ueberzug zerriſſen. Auch Adelaide hat einige Spuren ihrer Wirkſamkeit daran zurückgelaſſen, und ich ſelbſt

habe ihrer Zerſtörungsſucht abſichtlich nachgeholfen. So iſt mir ein guter Vorwand gegeben, ein anderes Sopha zu begehren. Du wählſt eines mit dickem Gebein. Das eine Bein wird ausgehölt, mit dem Verlangten angefüllt, wieder gut angeſchraubt und überfirnißt. Dann ſchickſt Du mir dieſes vierfüßige trojaniſche Pferd, nicht um in die Feſtung hinein, ſondern um aus ihr herauszukommen. Oder — was vielleicht noch beſſer — ich verlange eine ſ. g. Wormſer Lampe. In den ausgehölten hölzernen Styl thuſt du Sägeklingen und Feilen; der Lampenfuß wird feſt angeſchraubt. Solche Lampen haben einen auf der einen Seite angebrachten eiſernen Schirmträger, der einem Geſtell für kleine Sägen ziemlich ähnlich ſieht. Wie wär's nun, wenn wir auf den Schönheitsſinn ſpeculirten? Wenn wir, nur um der Symmetrie willen und damit der Schirm auf zwei Beine ſtatt auf eines zu ſtehen käme, einen ſolchen ſcheinbaren Schirmhalter, der gerade das verlangte Sägegeſtell ſelbſt wäre, auch auf der

andern Seite anbringen ließen? Das muß gehen! Was die Leute vor der Naſe haben, ſehen ſie am wenigſten. Freilich bleibt dabei Deinem Erfindungsgeiſte noch viel überlaſſen.

Aber nun wird's Zeit, auf die verſprochene Lebensgeſchichte zu kommen. Freilich gilt es mir jetzt mehr um Zukunft, als Vergangenheit. Aber da ich A geſagt muß ich B ſagen. Und es iſt gut ſo. Während wir uns unſere Geſchichte erzählen, werden ſie es um ſo weniger gewahr, daß wir uns unſere Geſchichte machen. Alſo mit einem Sprunge zurück in die Kinderjahre!

Es war einmal ein Landgraf zu Heſſen, der ſprach an einem ſandigen Flecke zwiſchen Rhein und Main: „Allhier ſoll eine Stadt werden" und ſie ward und hieß Darmſtadt. Deutſche Fürſten und Reſidenzen kommen überall fort. Darum brauchen die letzteren nicht einmal zu jenen großen Städten zu gehören, woran ſich die Güte und Weisheit des Schöpfers dadurch bewährt, daß er die großen Flüſſe daran vorbeilaufen läßt.

Unſer Darmſtadt ſchreibt ſich ja, wie du weißt, nach einem ganz kleinen Bächlein. An ſeiner Quelle, im benachbarten Buchenwalde, iſt der noch jugendliche Darm völlig unſchuldsrein, ohne alle Spur von Erbſünde; und in gemüthlich zweckloſen Krümmungen ſpielt er durch Wieſen munter dahin. Aber die Idylle iſt bald zu Ende. Er tritt in den Dienſt der Reſidenz, des Hofs, d. h. des Staats. Moraliſch verdorben kommt er als Staatsdiener, nachdem er mancherlei Emolumente bezogen, am andern Ende der Stadt wieder zum Vorſchein, den nicht gar wohlriechenden Schlamm durch die weite Ebene träge mit ſich ſchleppend. Nicht mehr in jugendlicher Begeiſterung ſtürzt er ſich dem deutſchen Rhein entgegen; nur mit Mühe und Noth wird er in Geſellſchaft anderer Bäche und Bächlein zum Vater verſammelt. Er ſpielt — deutſche Geſchichte.

Im beſagten Darmſtadt ward ich — ein ſchlimmes Omen — zugleich auf die Welt und den Sand geſetzt. Dies geſchah 1797, als ſchon die

Revolution anfing, ſich wieder auf die vergeſſene Monarchie zu beſinnen.

Du zählſt — ſo viel ich weiß — eine ununterbrochene Reihe theologiſche Ahnen von eitel Pfarrern und Lehrern. Meine Familie hat ſeit unvordenklichen Zeiten dem Heere deutſcher Juriſten nicht wenige Rekruten geſtellt. Alſo — Jurisprudenz und leider auch Theologie. Wir ſind allzumal Sünder!

Großvater — Vater — Sohn! Da haſt Du in einer Familie drei Repräſentanten des an Altersſchwäche ſchon verſtorbenen deutſchen Reichs, dem die Bajonnette der Sanscülotten zur unchriſtlichen Beſtattung nur noch das Grab zu graben hatten; dann jenes Zwiſchenreichs und Fegfeuers, worin zwar unſere Eltern die Sündenſchuld der Vorfahren erkannten und büßten, aber kaum noch die Wiedergeburt des Vaterlands zu hoffen wagten; endlich der Auferſtehung eines neuen Deutſchlands, das noch todesſtarr mit Händen und Füßen nicht zu gebaren weiß, dem ſie noch die Fetzen

des alten Leichentuchs als Windel um die ſteifen Glieder hängen laſſen, das noch in ſeinem der Zukunft zugewandten Geſichte die Leichenfarbe trägt und vielleicht links und rechts, von franzöſiſcher und ruſſiſcher Seite her, erſt noch einige Ohrfeigen erhalten muß, ehe ihm in Zorn und Schaam das friſche Blut in die Wangen tritt.

Von meinem Großvater weiß ich nur von Hörenſagen. Er war ein ſtrenger Rechtsfreund, der ſich und Anderen, die er zu vertreten hatte, nicht leicht Etwas nehmen ließ. Eine Zeitlang war er Factotum bei einem Fürſten von Waldeck. Er überwarf ſich aber mit ſeinem „Brodherrn" und ſchickte dieſem im Gefühl unverdienter Kränkung ein Cartel zu. Die halb ſouveräne Durchlaucht hielt nicht für gut, ſich der Ausforderung zu ſtellen und der trotzige Diener, dem das fürſtliche Brod den Mund nicht vollſtändig geſtopft hatte, mußte ſich zu einem Spaziergang über die Grenze des waldeckiſchen Reichs bequemen. Damals gab es noch keinen Bundesbeſchluß über

gegenſeitige Auslieferung politiſcher Verbrecher, wohl aber deutſche Landesväter in ſolcher Hülle und Fülle, daß keiner vor dem anderen großen Reſpekt hatte. Trotz ſeinem crimen laesae majestatis fand alſo der Widerſpenſtige eine Anſtellung in Heſſen-Darmſtadt, wo er es zu einer Art Miniſter oder geheimem Rathe brachte; mit dem bekannten Moſer, der es bei allen löblichen Eigenſchaften doch an der Art hatte, mitunter willkührlich zuzufahren, in Oppoſition kam und eine Zeit lang in Ungnade fiel. Trotz der Armſeligkeit des deutſchen Reichskammergerichts mit ſeinem labyrinthiſch-langſamen Schnecken- und Geſchäftsgange trug doch ſchon das Daſein einer ſolchen Behörde und die noch ſo entfernte Möglichkeit, daß ein deutſcher Unterthan gegen einen deutſchen Fürſten Recht behalten könne, dazu bei, um für die Behauptung eigener und fremder Befugniſſe einen Reſt männlichen Selbſtgefühls nicht völlig ausſterben zu laſſen. Zum wenigſten galt dies bei einem Theile der Staatsdiener, die quid juris wußten, oder es zu

wiſſen meinten. So war der Servilismus der Beamtenſchaar ſelbſt in der letzten Zeit des deutſchen Reichs weniger endemiſch, als in der erſten Zeit ſeiner Wiedergeburt. Um ſo mehr iſt nun das Volk verpflichtet, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen.

Ein kinderloſer Großoheim, der an jenem Reichskammergericht und in juriſtiſch-diplomatiſchen Geſchäften amtirt hatte, war auf den Gedanken gekommen, den größeren Theil ſeines Vermögens zu einem Familienfideicommiß zu beſtimmen, an deſſen verwickelten Beſtimmungen ſich noch einige Generationen hindurch der juriſtiſche Scharfſinn der Familienglieder verſuchen ſollte. Es gab Anlaß zu ärgerlichen Verhandlungen und zeitweiſem Hader, worüber die mündlichen Berichte bis zu mir gedrungen ſind. So ward es mir ſchon frühe nahe gelegt, daß ſolche Fideicommiſſe, Majorate und wie ſonſt der Sauerteig heißt, den wir aus einem veralteten, verworrenen Erbrecht bis in die neueſte Zeit herübergeſchleppt haben, zu den allerunſeligſten Erfindungen der Juriſterei gehörten.

Von dieſer erlebten Ueberzeugung war auch der Gedanke nicht fern, daß vor Allem das ganze Erbrecht einer Umgeſtaltung bedürfe; daß ohne eine ſolche Radicaländerung an eine dauernde Beſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände nicht zu denken ſei.

Landgraf Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt hatte ſeine Reſidenz im jetzigen rheinbaieriſchen Städtchen Pirmaſens. Er trieb dort etwas Menſchenhandel. Aus aller Herren Länder wurden lang gewachſene Vagabunden zuſammengekauft, die er als Vertheidiger von Fürſt und Thron in lange Gamaſchen und ſonſtige Uniformen ſteckte. Es war noch jene gute vorrevolutionäre Zeit, da noch die Fürſten — sans gêne et sans génie — aus Mangel an anderer Oeffentlichkeit ihre Steckenpferde öffentlich ritten; da noch die Landesväter die größten Landeskinder waren. Ein Zoll Vagabund mehr oder minder ließ das Exemplar bedeutend im Preiſe ſteigen oder fallen; und mit ſolchen ſechs Fuß hohen bunten Palliſaden gedachte man alles

Ernſtes, einen ſchützenden Zaun um das heilige römiſche Reich aufzuführen. Aber es war ein Unglück für den Landgrafen, daß andere Fürſten die gleiche Liebhaberei hatten. Die lang geſpaltenen Krieger brauchten nicht allzuviel Schritte in ein anderes Territorium, und gaben gern etwas Ferſengeld für ein weiteres Handgeld. Es half gar nichts, daß die Stützen des monarchiſchen Princips ſchon am frühen Abend in die Stadt eingeſperrt wurden. Ging's nicht bei Nacht, ſo riſſen die deutſchen Reichspalliſaden am Tage aus und deſertirten munter von Reſidenz zu Reſidenz, um überall ihren Eid der Treue zu ſchwören. Konnte man's den Kerlen übel nehmen? Sie liefen ſuchend nach einem deutſchen Vaterlande umher und fanden überall nur deutſche Fürſtenthümer. So ſpielte der Landgraf bis 1790 und erlebte es nicht mehr, daß ihm der Sturm der Revolution ſeine hölzernen Soldaten über den Haufen blies. Nebenbei unterhielt er ſich damit, Märſche auf der Trommel zu componiren und

ſein Volk glücklich zu machen. Denn er war wirklich ein guter „Herr.“ Er verbrauchte ſeine Soldaten nur nach und nach. Er ließ ſie in Frieden in ihr Commisbrod beißen; während die Unterthanen aus Heſſen-Kaſſel, die als Futter für nordamerikaniſches Pulver an England verkauft waren, zum guten Theile in's Gras der Savannen beißen mußten. Die gefangenen Kaſſelaner aber blieben meiſt in Nordamerika zurück, wo ſie nur ihre Gamaſchen auszogen und urplötzlich in leidenſchaftliche Republikaner verwandelt waren. Sehr bedenklich! So leicht können die gehorſamſten deutſchen Soldaten zu eifrigen Demokraten werden. Es iſt die alte Geſchichte vom Sklaven, der die Kette bricht.

Im Städtchen Pirmaſens war mein Vater Amtmann. Freiheit und Gleichheit fuhren den Bauern auch dort in Kopf und Fauſt; ſie tumultuirten und es kam nicht ſehr in Betracht, daß ihr Amtmann ein gerechter aber nichts weniger als harter Richter war. Vater und Mutter ließen

ſich indeß nicht einſchüchtern, und wußten die lärmenden Haufen im Zaum zu halten. Als treuer Diener ſeines Fürſten wollte mein Vater von der franzöſiſchen Herrſchaft nichts wiſſen. Er zog alſo nach Darmſtadt über, nachdem er durch die Revolution einen Theil ſeines Vermögens eingebüßt hatte. Dieſe Revolution hatte er nur in einigen Nebenpartien erlebt, die nicht das Gepräge großer und nothwendiger Ereigniſſe trugen, ſondern nur als willkührliche und überflüſſig rohe Exceſſe erſchienen. Um ſo weniger war er ein Anhänger der franzöſiſchen Umwälzung, aber doch einſichtig genug, um nicht das herausfordernde Unrecht zu verkennen, womit der Stumpfſinn der Höfe und die trotzige Selbſtſucht der Privilegirten den Zorn des Volks geweckt hatten. In dieſem Sinne hatte er ſich wohl auch ausgeſprochen und dies genügte ſchon damals — als das Syſtem der politiſchen Verdächtigung noch nicht in dem Maße wie in den ſpäteren Jahren der Freiheit ausgebildet war — daß er in etwas jakobiniſchen

Geruch kam. Zwar erhielt er nach langem Warten wieder eine Anſtellung, aber keine ſeinen Fähigkeiten und Neigungen angemeſſene. Er fühlte ſich zurückgeſetzt und ſprach wohl dann und wann im Kreiſe ſeiner Kinder über das ihm widerfahrene Unrecht. Allein ſeine Bitterkeit that gleichwohl der gewohnheitsmäßig eingeſogenen Verehrung vor den „Herrſchaften" keinen Eintrag. Er behielt davon überflüſſig genug, um ſogar auf mich, ſeinen Allerjüngſten, Einiges zu vererben, ſo daß es einer ziemlich anſehnlichen Reihe vornehmer Dummheiten bedurfte, um mir und Anderen, die wir auf leidlich gehorſame Unterthanen angelegt waren, den allzu großen Reſpekt auszutreiben.

Mitten durch unſere Familie zog ſich recht augenfällig die Grenze zwiſchen Altem und Neuem. Meine drei älteren Geſchwiſter ſagten noch „Sie" zu den Eltern; ich aber, ſchon unter dem Geſtirn der Freiheit und Gleichheit geboren, hatte das Vorrecht, ſie zu dutzen. So fängt ſtets ſelbſt die Herrſchaft der Gleichheit mit einem neuen Vor-

rechte an, das erſt den Gegenſatz zwiſchen altem und neuem Recht ſichtbar, und eben dadurch den Fortſchritt zu dieſem möglich macht. Wirklich mochte das gegenſeitige vertrauliche Du dazu beitragen, mich zumal mit meiner Mutter in ein innigeres Verhältniß zu bringen, ohne daß ſich meine Verehrung gegen ſie verringert hätte. Im Gegentheil! Noch jetzt freue ich mich, daß ich mit ihr bis in ſpätere Jahre hinein, als mir der Ernſt des Lebens ſchon nahe genug gerückt war, recht ungenirt kindiſch ſein konnte. Sollte es nicht überall ſo ſein? Hat nicht im Grunde Jeder das Bedürfniß, mitunter alle Tendenz und Abſichtlichkeit bei Seite zu werfen, um kindiſch zwecklos zu ſpielen? Sind es nicht bloß unſere verkünſtelten geſellſchaftlichen Verhältniſſe, welche dieſen Spieltrieb niederhalten, welche uns die gleichmäßig bleiche Farbe eines trübſeligen Ernſtes ankränkeln, der eben darum — weil wir ſeinen Gegenſatz in uns ſelbſt verloren haben — nicht der einzig wahre Ernſt der Begeiſterung und des

heiligen Zorns gegen das Unrecht ſein kann? „Werdet wie die Kinder,“ ſagte Chriſtus; und was er in der Periode der alten Phariſäer und Schriftgelehrten ſagte, es gilt auch für unſere Zeit der Lüge und Scheinheiligkeit. Aber wir müßten nicht wie Kinder werden, wenn wir wie Kinder geblieben wären; wenn nicht vom Staube einer in Trümmer brechenden Zeit ſo frühe ſchon unſere Jugend verſchüttet würde, die wir in ſteter Erfriſchung und Erneuung bis ins Alter hinübernehmen ſollten. Denn auch das Alter

„macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,“
„es findet uns nur noch als wahre Kinder.“

So! Nun haſt Du wenigſtens vorläufig eine kürzliche Topographie des hiſtoriſchen Bodens, von dem aus das bewegliche Pünktchen, das ich mein Ich nenne, weiter bewegt wurde, damit auch mit ihm der Griffel der Geſchichte ein Wörtlein ſchreibe, das nur mit vielen anderen zur Periode wird, die einen vollen Sinn oder Unſinn hat. Es

gibt nur wenige Menſchen, in denen die Geſchichte ein Haupt= und Loſungswort der Zeit ausſpricht. Sie braucht außerdem allerlei Nebenworte, um ſich verſtändlich zu machen, und wir Anderen müſſen ſchon zufrieden ſein, wenn wir etwa eine kleine Conjunktion bilden, die nicht ganz am unrechten Orte ſteht, die den hiſtoriſchen Styl nicht allzu ſehr verhunzen hilft. Doch hoffe ich wenigſtens, in keiner überflüſſig aufhaltenden Parentheſe zu ſtecken. Das iſt ſchon gut genug, da ſich noch die deutſche Geſchichte im deutſchen Kanzleiſtyl mit ſehr langen und langweiligen Zwiſchenſätzen ſchreibt, bis endlich das Zeitwort und vielleicht die Handlung kommt, wenn nicht gar die Periode, zu der wir gehören, mit einem leidigen Paſſivum ſchließen ſollte. Da ſei Gott vor!

Daß der Nußbaum vor Deinem Fenſter ſein grünes Haupt geſchüttelt, habe ich ſchon bemerkt, ehe mir Dein wohl polirtes nußbaumenes Gedicht vor Augen kam. Es iſt wahr: wir ſpielen die verkehrte Welt. Ich bin der verzauberte Prinz

und Du die irrende Prinzeſſin. Oder ich dürfte mich auch einem gefangenen Tauber vergleichen und Dich der Täubin, die den Taubenſchlag umflattert. Wie wär's, könnteſt Du nicht poetiſche „Seufzer einer Täubin“ an mich richten? Der Titel ſcheint neu, und das iſt ſchon etwas in dieſer alt gewordenen Welt.

Trägſt Du auch gehörig Sorge um Deine Geſundheit? Hüte Dich vor jenen Maitagen im Oktober, wie am 18. hujus. Sie ſind wie die Landtage in der Reactionszeit: ſie möchten wohl, aber ſie können nicht; und ehe man ſich umſieht, hat ſie eine lange kalte Nacht verſchlungen. Da lobe ich mir einen Tag wie den geſtrigen, etwas Sonnenſchein, etwas Regen, etwas Wind und ein wunderlich wechſelndes vielfarbiges Gewölke. Das war doch ein ächtes deutſch-romantiſches Wetterragout, von dem man im Voraus wußte, daß man es nur in warmen Kleidern und den Regenſchirm in der Hand genießen durfte. Lebe wohl!

V.

Hier iſt gleich der gewünſchte „Seufzer einer Täubin“:

In beſſ'ren Tagen war mit trautem Schein
Die Lampe oft ein Zeuge unſer'm Bunde,
Auch leuchtete ſie mancher ſchönen Stunde,
Bei theurer Freunde fröhlichem Verein.

Und ſeit Du mir geraubt, ſeit ich allein,
Seit mir von Dir geheimnißvolle Kunde
Nur wird — kein Blick — kein Wort von Mund
zu Munde —
Muß Zeuge ſie von mancher Thräne ſein.

Doch jetzt — jetzt will ich ſie als Boten ſenden,
Daß ungehemmt und ſicher ſie im Stillen
Verborg'nen, inn'ren Reichthum möge ſpenden;

Dann wird ſie mehr, ja mehr als Licht Dir bringen,
Wird mehr als ſcheinen — ſein nach unſer'm Willen
Ein Beiſtand Dir, die Freiheit zu erringen!

Gut iſt's, mein Theuerſter, daß ein Soldat kein Phyſiognomiker iſt. Als ich der Ordonnanz die Lampe übergab, fühlte ich, daß ich blaß wurde; ein leiſes Zittern befiel mich und ich kann nicht eher wieder ruhig ſein, bis ich weiß, daß die Lampe glücklich in Deinen Händen iſt. Früher ſchon iſt's mir manchmal ſeltſam zu Muth geweſen bei den ſeltſamen Mitteln, deren wir uns zu einem ſo guten Zwecke bedienen. Aber dieſe Täuſchungen ſind ja nichts Anderes als Nothwehr und wer uns zu dieſer nöthigt, hat jene verſchuldet. Wir geben unſern Gegnern die Lampe in die Hand und führen ſie damit hinter's Licht; ſo wird mit Recht den Lichtfeinden vergolten, was ſie geſündigt haben.

Ich zog den Plan mit der Lampe, als leichter ausführbar, dem mit dem Sopha vor, zu welchem

ich überdieß Hülfe nöthig gehabt hätte. Allein wollen und müſſen wir unſer Werk hinausführen.

Da es einem unberufenen Dritten einfallen könnte, den Fuß der Lampe abzuſchrauben — alle dieſe gedrehten Lampen haben Schrauben — ſo iſt der hohle Stiel mit einem Pfropfen feſt verſchloſſen. Haſt Du dieſen etwa mit einem Federmeſſer herausgezogen, ſo findeſt Du zwei Feilen und zwei gezähnte Uhrfedern von der Länge des Geſtells, das außen angebracht iſt, wie Du es angegeben. Dieſes Geſtell, was nur leicht an der Lampe befeſtigt iſt, kann als zweiter Träger des Lampenſchirms gar keinen Verdacht erregen. Zwiſchen der Baumwolle, womit die Lücken des Lampenſtiels ausgeſtopft ſind, findeſt Du ein Stückchen Alaun zur Fortſetzung unſrer geheimen Correſpondenz und etwas arabiſches Gummi. Du kannſt es in Waſſer auflöſen und damit den Boden des Koffers, nachdem Du die verſteckten Sachen herausgenommen, wieder ſo verkleben, daß Niemand ahnt, welche gefährliche Dinge er

ſe enthalten hat. Mit dem Sopha habe ich einen anderen Plan. Du biſt im Vortheil gegen mich mit Deinem Erfindungsgeiſt, der in der vollſtändigen Einſamkeit ungeſtört ſchaffen kann und Dich zu einem immer praktiſcheren Manne macht. In neuen Lagen entwickeln ſich neue Eigenſchaften; es kommt mir ein vollkommnerer Ehegatte aus dem Gefängniſſe zurück, als einer hineingegangen, und doch willſt Du nicht einſehen, zu was die bittre Arzenei heilſam iſt.

Aus Deiner Schloßbeſchreibung aber ſehe ich mit Schrecken, daß es außer dem Durchbrechen gar zu viel hinab und hinauf und wieder hinab zu thun gibt. Und dann dieſer Graben, von dem ich keine Ahnung hatte, dieſe Waſſerſchlange, die Dich umzingelnd ſich in den Schwanz beißt. Ihr iſt nicht zu trauen. Das Durchſchwimmen des Grabens ſcheint mir ſehr bedenklich. Es muß doch irgendwo eine Brücke ſein. Wahrſcheinlich am Thor wo die Wachen ſtehen. Eine neue Sorge!

Du fragſt nach meiner Geſundheit. Obgleich ich ſonſt, wie Du weißt, nicht gar ſtark bin, ſo fühle ich mich jetzt wunderbar kräftig und geſund, trotz allen Schickſalsbitterkeiten und Beſorgniſſen: „Le coeur donne la force et double l'activité.“ Dieſen Ausſpruch der Mad. Roland finde ich auch an mir beſtätigt. Die Memoiren dieſer Heldin ſind jetzt oft meine Lectüre und wenn ich vor ihrem hochtragiſchen Geſchicke ſtehe, das ſie mit ſo viel Erhebung in der Ergebung, mit ſo viel Stärke und Demuth ertrug — erſcheint mir mein Kummer immer kleiner, ja, er verſchwindet indem ich ſie bewundere. Und weiß ich doch auch jetzt — und das weiß der Menſch nicht immer klar und beſtimmt — was ich zu thun habe. Es gibt jetzt nur noch einen Weg für mich, eine beſtimmte Aufgabe iſt zu löſen und dabei kein Bedenken mehr über das was, nur noch über das wie. Wir brauchen keine Bitten mehr zu verſchwenden, keine getäuſchten Hoffnungen ſind mehr zu verſchmerzen — wir haben nur noch

eine große Hoffnung und dieſe kann nicht, darf nicht getäuſcht werden, wenn es eine waltende Gerechtigkeit gibt! Bis ſie erfüllt iſt fahre fort, mein Theurer, mich an Deiner lieben Hand zurückzuführen in Deine Vergangenheit. Aus ihrem Anfangspunkte Deiner Kindheit, beſitze ich ein Bildchen, das Dich im zweiten Lebensjahre darſtellt. In Deinen Briefen leſe ich den Commentar zu dieſem Kindesantlitz. In dem naſeweiſen Geſichtchen liegt ſchon, wie mir ſcheint, ſein ganzes künftiges Schickſal, in das auch ich feſt verflochten bin, ſo feſt, daß keine dauernde Trennung möglich iſt. Gute Nacht!

VI.

Die Wunderlampe, Theuerſte, iſt glücklich in meinen Händen. Um zu ſehen, was ſie im Innern birgt, hätte bei meinen Wächtern das Licht des Verſtandes heller brennen müſſen. Aber ſie ſind ihrem officiellen Charakter als Feinde der Aufklärung auch diesmal treu geblieben, wofür wir ihnen ſehr dankbar ſein wollen. Sie iſt ein wahres Meiſterſtück, dieſe Lampe! Doch hatte ich große Mühe, ſie auseinander zu ſchrauben und ihren ſehr feſt gebannten Schatz zu heben. Schon fürchtete ich, daß es damit die deutſche Vorſicht wie mit der deutſchen Freiheit gemacht habe; daß

es kein anderes Mittel gebe, als die bergende Form gewaltſam zu brechen. Endlich aber iſt's mir im Schweiße des Angeſichts gelungen, durch bloßes Schrauben, alſo im eigentlichſten Sinne auf dem Wege der allmähligen Umwälzung, zum Ziele zu gelangen.

Hier erhältſt Du ein heute mir zugekommenes Reſcript des hochpreislichen Kriegsminiſteriums. Daraus iſt erſichtlich, daß Du, die unſchuldige Gattin eines entfernten Hochverräthers, keine Anſprüche mehr haſt auf Unterſtützung aus der Militär-Wittwenkaſſe. Du haſt alſo keine andere Wahl, als daß ich Dir im Leben noch theurer werde, da ich Dir im Tode nichts mehr eintrage. Das iſt ein Umſtand, den ich bisher gar nicht in Betracht gezogen hatte. Wer käme aber auch auf den Gedanken, daß die Frau geſtraft wird, wenn der Mann geſündigt haben ſoll; und dies nicht blos gelegentlich, ſondern ſogar „von Rechtswegen?“ Du mußt Dich nun entſchließen, über wen Du böſe werden willſt. Ob über mich,

weil ich „Druckſchriften geſetzwidrigen Inhalts" verfaßt habe? Oder über die Juſtiz, die in Heidelberg hahr geht, und in Darmſtadt hott gehen mußte? Oder über die ſchlechte Zeit und ihre moraliſche Peſtilenz? Laſſe Dir indeß keine grauen Haare wachſen über den Verluſt Deiner Anwartſchaft. Ich hinterlaſſe Dir mein Urtheil als Pasnisbrief. Du kannſt damit in der Welt umherziehen und es als Curioſum für Geld abſingen, etwa nach der Melodie des Räuberliedes.

Das miniſterielle Reſcript iſt wieder ein Pröbchen vom „Despotismus der Geſetze." Iſt's da zum Verwundern, wenn es keinen ehrlichen Kerl mehr gibt, der nicht wenigſtens innerlich rebelliſch wird, wenn er ſich's auch publice nicht merken läßt? Und iſt's nicht natürlich, daß es endlich auch mir ergangen iſt, wie ich Dir nun im Verlaufe meiner Lebensgeſchichte weiter erzähle? — —

Die Völker werfen ſich allzu leicht dem Despotismus in die Arme, wenn ſie erſt eine Zeit

lang die Anarchie ausgeſtanden haben. Darum war vielen Deutſchen, welche die Zerwürfniſſe der Revolution nicht blos von Hörenſagen kannten, der franzöſiſche Soldatenkaiſer als Retter aus der Noth, als Mann des Schickſals erſchienen. Dieſe hinreißende Strömung des Volksgeiſtes hatte auch meinen Vater ergriffen. Er war nichts weniger als ein blinder Anhänger Napoleons; er wußte gar wohl den Conſul vom Kaiſer zu unterſcheiden; er hatte das Gefühl der Schmach nicht verloren, die ſchwer und trübe über dem deutſchen Vaterlande laſtete: aber er kannte zugleich gut genug die Völker und Regierungen die mit ſchwacher Hand den pfeilſchnellen Lauf des Schiffes zu hemmen meinten, das den neuen Cäſar und ſein Glück trug, ſo lange es noch mit den Stürmen der Revolution ſegelte. Darum glaubte er an die Unüberwindlichkeit des Kaiſers; darum prophezeihte er, bei dem Ausbruche jedes neuen Kriegs, zum großen Aerger und Leidweſen ſeiner Kinder ſtets die Niederlage der Feinde Frankreichs. Er hat lange

genug richtig prophezeiht, bis endlich das jüngere Geſchlecht älter wurde und nun ſeinerſeits Recht behielt.

Wir Jüngeren hatten nur das Gefühl der unmittelbaren Noth, die über Deutſchland verhängt war; und da wir von den Sünden nicht viel wußten, womit das heilige römiſche Reich deutſcher Nation eine volle Tracht Schläge des Schickſals verdient hatte, waren wir um ſo unermüdlicher in unſern Hoffnungen. Nach der Niederlage von Ulm kamen die hoffnungsvollen Preußen an die Reihe; nach der Schlacht von Jena, die ohne Zweifel unüberwindliche öſterreichiſche Landwehr, nebenbei Ruſſen, Engländer, Spanier ꝛc. Vor meiner knabenhaften Phantaſie marſchirten und galoppirten ungariſche Grenadiere und Szekler Huſaren, preußiſche Infanterie und Reiterei noch im vollen Nimbus des ſiebenjährigen Kriegs, als eitel Heroen auf und ab, und es koſtete mich große Mühe es zu entſchuldigen und zu erklären, daß die vielen tauſend deutſchen Helden von bloßen

Franzoſen immer und immer wieder geklopft wurden. Mein herkömmlicher Troſt war: das nächſte Mal geht's beſſer. In dieſem Glauben fand ich an meinen älteren Geſchwiſtern eine ſtets bereite Stütze, wenn wir uns in lebhaften Tiſchgeſprächen mit unſerm Unglück weiſſagenden Vater erhitzt und die unreifen Jungen gegen das erfahrene Alter wieder einmal den Kürzeren gezogen hatten. Trieben wir es unſerm Vater zu arg, — und das war oft der Fall — ſo packte er wohl im Eifer ſeine Serviette zuſammen und warf ſie über den Tiſch. Das war das Zeichen, daß das patriotiſche Disputatorium für jetzt ein Ende habe.

Welche bittere Thränen koſtete es doch ſchon den achtjährigen Knaben, als die Nachricht von der Capitulation von Ulm kam. Von ſolchen trübſeligen Berichten erholte ich mich nur mit Mühe, indem ich auf dem großen Eß- und Bügeltiſche meine Soldaten aufmarſchiren ließ, und unter den bleiernen Franzoſen eine große Niederlage anrichtete. Oder ich ſchlug den alten Homann's

ſchen Atlas auf und betrachtete mir einſtweilen die Länder und Welttheile, welche die hypothetiſch vorausgeſetzte Tapferkeit der Deutſchen gewiß noch erobern würde, wobei ich denn ſelbſt, — verſteht ſich — eine Hauptrolle ſpielte. Da ich mit großer Rapidität von Eroberung zu Eroberung fortſchritt, ſo hatte ich wenigſtens den Vortheil, etwas Geographie zu lernen, was mir in der Schule zu gut kam. Oder ich ließ mich von meinem älteſten Bruder auf den Schooß nehmen und mir von den Kriegen der Meſſenier gegen die Spartaner und vom Ariſtomenes in der Höhle erzählen, dem der Fuchs die Hand zerbeißt, während er ihm als Wegweiſer zur Freiheit dienen muß. Die Symbolik dieſer Geſchichte und daß etwa der Fuchs die fuchsſchwänzeriſche Politik bedeuten könne, an die ſich der deutſche Michel mit blutigen Händen immer noch halten zu müſſen vermeint, um endlich zur Freiheit emporzukriegen, verſtand ich damals noch nicht. Es ſchmerzte mich nur, daß ich für die Meſſenier Partei ergriff,

und daß ſie am Ende doch zu Sklaven gemacht wurden.

Mein Bruder hatte eine kleine Blumenzucht. Um ſich für ſeine Erzählungen bezahlt zu machen, ſchickte er mich eines Tags auf den mit ſpärlichem Graſe bewachſenen Exercierplatz, wo außer den Soldaten die Schafe umhergetrieben wurden, damit ich ihm für ſeine Blumentöpfe etwas Schafsdünger zuſammenſuche. Aber er nannte die Sache nicht beim rechten Namen, ſondern ſpiegelte mir vor, daß ich dort Kapern finden würde, die in der Haushaltung ſehr gebräuchlich ſeien. Ich kehrte alſo mit einer ganzen Mütze voll vermeintlicher Kapern zurück. Wie bitter war meine Enttäuſchung! Sie war um ſo ſchmerzlicher, da ich ſelbſt keine Kapern eſſen mochte und alſo mit deutſcheſter Uneigennützigkeit, mit blindeſter Ergebung an die brüderliche Autorität gehandelt hatte. Seitdem hatte ich große Neigung, die Meſſenier im Stich zu laſſen und zu den Spartanern überzugehen. Und doch, wie oft begegnet es nicht den guten

unpolitiſchen Deutſchen, daß ſie die Früchte ihres Gehorſams zu ſammeln meinen, während ſie nur ihren gnädigen Herrn den Miſt zuſammentragen! Oder ſie ſind wohl ſelbſt die Schafe, die das magere grüne Futter der Hoffnung oft genug abweiden, um es zu Blüthen und Früchten gar nicht kommen zu laſſen.

Mit den franzoſenfreſſeriſchen Antipathien ſeines jüngſten Söhnleins verfuhr mein Vater noch ziemlich ſchonend. Aber dann und wann kam ein Vetter in's Haus, dem es ein beſonderes Vergnügen war, mich mit ſeinen Lobſprüchen auf Napoleon, Frankreich und franzöſiſches Militär wüthend zu machen. Ich habe es ihm lange nachgetragen, bis ich endlich einſah, daß man den Nachbarn zur Linken einige Gerechtigkeit könne widerfahren laſſen, ohne darum aufzuhören, ein braver und frei geſinnter Mann zu ſein.

Mein Vater las viel und gut vor. Er war ein großer Verehrer von Göthe's Fauſt. Ich durfte zuweilen Einiges anhören, wovon ich zwar

nichts verſtand, was aber mit Ausdruck und bewegter Stimme vorgetragen wurde und mir einen unbeſtimmten Reſpekt vor dem Werke und ſeinem Schöpfer zurückließ. Tiefer und beſtimmter war der Eindruck, den Shakespeare's Dramen machten, ob ſie gleich erſt in der Ueberſetzung Eſchenburg's vorhanden waren. Zwar begriff ich auch davon blutwenig; aber doch ſchwelgte ich in den Scenen, wo den Franzoſen arg mitgeſpielt wird, wo ſie ſich von einer Hand voll Engländer zu Tauſenden ſchlagen, ſchlachten und fangen laſſen. So fiſchte ich mir aus dem unergründlich reichen Meere des brittiſchen Dichters, worin die Welt ſich ſpiegelt, diejenigen Brocken heraus, die meinem ſpeziellen kindlichen Geſchmacke zuſagten. Macht's etwa das große breite Publikum der erwachſenen Leute beſſer?

„Was hilft's, daß du ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird dir es doch zerſtücken."

Mit den Werken großer Meiſter ging die für den Kindermagen eigens zurechtgemachte Literatur

damals noch friedlich Hand in Hand. Wenn nur etwas „deutſch“ und „frei“ klang, ſo war's ſchon recht und wurde ſonſt kein großer Unterſchied gemacht. Iſt nicht auch darin das große deutſche Publikum ein großes Kind geblieben? Putze einen Affen als Menſchen heraus, ſetze ihn auf einen hölzernen Stuhl mit Sammt beſchlagen, ſtülpe ihm eine Krone über den Kopf, gib ihm einen Scepter in die Hand, poſtire einen Papagei an ſeine Seite, der die Worte „deutſche Treue“ u. dgl. auswendig gelernt hat, und vermittelſt der Macht der Gewohnheit und des heiligenden Herkommens läßt ſich das verehrungswürdige Publikum in ein ehrendes umwandeln, das ſolchen Beſtien gerade ſo aufrichtig ergeben iſt, wie etwas Anderem. Mit welcher Inbrunſt recitirten wir nicht in der Schule, aus Wagner's Lehren der Weisheit und Tugend,“ etwa die Strophe:

„Die alten Deutſchen waren
Nicht ſchmeidig wie der Aal,
Doch Löwen in Gefahren
Und Lämmer beim Pokal.

Schöne Lämmer und Lämmleinsbrüder — dieſe alten Deutſchen! Richtig iſt's indeſſen, daß bei ihren Enkeln der umgekehrte Fall eingetreten iſt. Sie ſind meiſt:

Lämmer in Gefahren,
Und Löwen beim Pokal.

Da ſcheint nun doch die Hegel'ſche Philoſophie, die den Satz in den Gegenſatz umſchlagen läßt, wieder einmal recht zu haben.

Die Jugend und das Publikum en bloc haben viel Sinn für das Pathetiſche; wo ſie große Worte hören, enthuſiasmiren ſie ſich friſch weg. Ich erinnere mich einer Art Fabel, die mit den Zeilen anfängt:

„Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von ſich ſtieß.

Meine ganze Kameradſchaft, und ich mit, nahm es mit der Orthographie nicht allzu genau und hielt die Mauren für Mauern. Aber es ſchien uns ganz natürlich, daß Einer ſeine Luſt daran habe, rechts und links die Mauern umzuſtoßen;

wir nahmen den wüthend frommen Ferdinand für einen ſehr ſtarken Kerl, der uns durch ſeine etwas extraordinäre Kraftäußerung nur um ſo mehr imponirte, was freilich vom Fabeldichter ganz und gar nicht beabſichtigt war.

Von der untröſtlichen Gegenwart ſuchte ſich damals die Literatur in der Vergangenheit zu erholen. Die deutſchen Ritter-Knochenſuppen eines Kramer, aber auch ſchon die duftiger gehaltene poetiſch romantiſche Verklärung des Mittelalters und deutſchen Ritterthums ſpielte mit ihren farbigen Schatten bis in unſere kleine Knabenwelt. Wir zehnjährige Knaben liebten es, die kindlichen Vorſtellungen in Scene zu ſetzen und improviſirten dramatiſche Vorſtellungen, oder brachten ſie wohl gar zu Papier. Die Aufführung war in einem Nachbarhauſe. Unſer regelmäßiges Publikum beſtand hauptſächlich aus zwei alten Jungfern wovon die Eine taub, die Andere harthörig war. Darauf kam aber wenig an: wir ſpielten für uns ſelbſt. Einem der Jungen, der am meiſten Mäd-

chenhaftes hatte, wurde ein Shawl über Kamiſol und Hoſen gehängt; er ſtellte das Ritterfräulein vor, in das wir Ritter und Knappen uns ſämmtlich auf Tod und Leben zu verlieben hatten. Einige grüne Bettſtangen waren die Schwerter, und es dauerte nicht lange, ſo war Alles mauſetodt.

Das Leben iſt ein Schatz und die Menſchen ſind Geizhälſe, die mit den Jahren — je mehr Leben ſie ſich zuſammengeſpart haben — um ſo geiziger werden. Nur die noch wenig beſitzende Jugend iſt verſchwenderiſch damit. Gibt's doch auch bei den Mädchen eine Zeit, wo ſie alle für ihr Leben gern ſterben möchten. Wir Jungen konnten es nun gar nicht begreifen, daß wir uns für etwas tugendlichſt ereifern und uns nicht geradezu dafür todtſchlagen laſſen ſollten. „Werdet wie die Kinder," dürfte man oft auch in dieſer Beziehung den Alten zurufen. Darum ging's ſehr ſchauerlich in unſern Schauſpielen zu. Auch ich hatte einmal ein Ritterſtück geſchrieben, worin Männlein und Fräulein mit Schwert, Dolch und

Gift vom Leben zum Tode gebracht wurden. Gar zu gern hätte ich nicht einen Einzigen übrig gelaſſen. Aber da war ein bedenklicher Umſtand, wir hatten keinen Vorhang und der letzte Ritter, der auf dem Platze blieb, durfte doch, zur Erhaltung der Illuſion, nicht geradezu vor den Jungfern ſeine Auferſtehung feiern. Wohl oder übel mußte ich alſo noch einen Knappen auftreten laſſen, der beim Anblicke der ritterlichen Leiche den dramatiſchen Knoten, mit den die ſchwierigen Umſtände ſehr wohl erwägenden Worten lös'te: „Ach! er iſt todt, kommt, laßt uns ihn hinaustragen.“

Die politiſchen Ereigniſſe gaben mir einen weiteren und beſonders beliebten dramatiſchen Stoff an die Hand. So waren ſchon die zehnjährigen Knaben der leidigen politiſchen Poeſie verfallen. Iſt dies nicht entſetzlich? Aber wir hatten ſo wenig Arg daran, wie an Eſſen und Trinken. Es war uns eine Sache, die ſich ganz von ſelbſt verſteht, daß wir uns um das bekümmerten, was handgreiflich fühlbar in alle Lebenskreiſe einſchlug;

was Väter und Mutter, Vetter und Baſen, Knechte und Mägde in Athem ſetzte, ſie mochten wollen oder nicht; was von tauſend Seiten auch in unſere kindlichen Vorſtellungen beſtimmend eindrang. Wir konnten nicht anders. Ganz Deutſchland dichtete damals an dem leider noch ſehr unvollendeten Epos ſeiner Auferſtehung, und auch wir Jungen wurden dichtend mitgedichtet. In unſerer äſthetiſchen Unſchuld hatten wir noch keine Ahnung davon, wie der wachſende Verſtand des heranwachſenden Geſchlechts bis in die Dummheit hineinwachſen könne, über die ſ. g. politiſche Poeſie den Stab zu brechen. Wir hatten keine Ahnung von jener überklugen Kunſtrichterei, die dem Dichter zumuthet, daß er ſich von dem **nicht** bewegen laſſe, was Alles um ihn her bewegt; die ihn nicht **mit** dem Strome der Zeit ſchwimmen laſſen will, damit ja kein **bewegtes** Menſchenantlitz daraus zurückſpiegele; die ihn nur in den naſſen Sand am Ufer mit bloßem Hinteren ſetzen möchte, damit er uns in antiker Ruhe das ſcharfe Gepräge

ſeiner rein menſchlichen Natur hinterlaſſe. Solche Naturdichter bekamen wir wirklich in Hülle und Fülle. Sie ſind auch danach!

Der lieben Jugend ſind die Menſchen Teufel oder Engel; und es gibt alte Knaben, die in dieſem Punkte nicht über die Kinderjahre hinauskommen. In meinem politiſchen Drama tobte alſo auf der einen Seite der pechſchwarze Oberteufel Napoleon, nebſt einigen franzöſiſchen Marſchällen als Unterteufeln; auf der andern Seite glänzten die ſchneeweißen Engel, vulgo Kaiſer Alexander von Rußland und Kaiſer Franz von Oeſtreich. Auch der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durfte als Dritter im Bunde nicht fehlen; er zeigte ſich vielmehr ſchon lange vor dem 22. Mai 1815 als viel verſprechender Engel, der bei ſeinem Volke die beſten Hoffnungen weckte. Ferner präſentirten ſich die Erzherzoge Karl und Johann; Nelſon und Blücher, und — wenn ich nicht irre — ſogar der Fürſt Metternich, nebſt vielen anderen vornehmen und tugendhaften Herrn.

Ein Hanswurſt kam im Stücke nicht vor, aber es ging dennoch drollig genug her und das Drolligſte war die ungemeine Ehrlichkeit und das aufrichtige Wohlwollen, womit ſich ſämmtliche Fürſten und Miniſter ſchon ſo viele Jahre vor dem Carlsbader Congreſſe um die Einheit und Freiheit der deutſchen Nation bemühten. Alle dieſe Herrn ſammelte ich natürlich ſehr leicht unter einen Hut gegen den Beelzebub Napoleon, der ſchließlich zu Waſſer und Land umgebracht wurde. Siehſt Du nun wohl, daß ich zum Politiker geboren bin? Hatte nicht mein ahnender Kindskopf viel früher einen heiligen Bund zu Stande gebracht, als er im J. 1815 von einem anderen zu Stande gebracht wurde? Und Das kannſt Du mir glauben, daß mein heiliger Bund der heiligſte von beiden geweſen iſt.

Aus der Schule in's Gymnaſium vorgerückt, fiel ich in der Secundaklaſſe auch Deinem Vater in die Hände, und zwar im eigentlichſten Sinne, denn wir begeiſterte Enkel Herrmann's mußten

uns damals, wie immer, viele Ohrfeigen gefallen laſſen und wurden frühe ſchon an das gemeinſame Schickſal der großen und ſtarken deutſchen Nation gewöhnt. Indeſſen wußte ich doch jede gute und ſchlechte Gelegenheit zu benutzen, um meinem Franzoſenhaſſe Luft zu machen. Eine beſondere Fertigkeit eignete ich mir an, von dem Thema abzuſchweifen, über das wir unſere Aufſätze auszuarbeiten hatten. Der Gegenſtand mochte ſein, welcher er wollte, ich wußte doch ſtets die Cenſur der Lehrer zu umgehen, und einige patriotiſche Redensarten an den Haaren herbeizuziehen. Traf mich dafür dann und wann der Tadel der nicht durchweg ſehr hochverehrten Herren Conrectoren, Subrectoren und wie ſie ſonſt heißen, ſo belohnte mich dagegen die Zuſtimmung der Mitſchüler, der laute und lebhafte Beifall der öffentlichen Meinung der Herren Gymnaſiaſten. Ich hielt's aber inſtinktmäßig immer mit dem Volke, und bekümmerte mich wenig um die Regenten.

Uebrigens hatte jene Stimmung, die immer mehr

die Maſſe des deutſchen Volks durchdrang und ſeine endliche Befreiung von der Fremdherrſchaft langſam vorbereitete, doch auch einen Theil unſerer Lehrer ergriffen. Sie ſtiegen in dem Maße bei den Schülern in der Achtung, als wir ſie nach einigen gelegentlichen ſehr leiſe und vorſichtig gehaltenen Anſpielungen als heimliche Franzoſenfeinde zu erkennen glaubten. Und wir waren in dieſem Punkte ſchon mit Wenigem zufrieden. Auch Dein Vater gehörte zu den Franzoſenfeinden, was ihm bei uns ſehr zu gut kam. Aber dennoch hat er mir einmal einen ſchlimmen Streich geſpielt. Wir ſollten jeden Sonntag in die Kirche gehen, um von einem unſerer Lehrer eine Predigt ableſen zu hören, die wir doch nicht immer ſchwänzen durften. Da ſaß ich eines Morgens und hatte Schiller's Wilhelm Tell aufgeſchlagen vor mir liegen, um während der Predigt in der Religion der Freiheit zu ſtudiren. Der ganzen proſaiſchen Wirklichkeit hatte ich vergeſſen, wie es ja bei dieſem Wilhelm Tell beſonders leicht möglich iſt.

Jetzt erſchien plötzlich Dein Vater, wie der Habicht über ſeiner Beute, und mit einem glücklichen Handgriffe hatte er mir das verbotene Buch entriſſen. Er kam mir in dieſem Augenblick wie der leibhaftige Geßler vor, nach dem ich aber ſtatt der Pfeile nur grimmige Blicke abzuſchießen hatte, die er ſich wenig anfechten ließ. Auch alle weiteren Reclamationen um wieder zu meinem Eigenthume zu gel ngen, blieben vergebens. Später habe ich Dich geheirathet, entweder aus Rache oder um wieder zu meinem Wilhelm Tell zu kommen.

Mit etwas vorſichtigem Franzoſenhaſſe und mit etwas heimlich transſpirirendem Patriotismus gegen den „äußeren Feind,“ ließen ſich indeß die Schüler von ihren Lehrern nicht allein abſpeiſen. Wir verlangten auch Gerechtigkeit gegen das eigene Volk, gegen Gymnaſiaſten groß und klein, vornehm und gering. Kam Einer der Lehrer in den Verdacht „parteiiſch“ zu ſein — und das war leicht der Fall, denn im Eifer gegen die Partei-

lichkeit nahmen wir gleich ſelbſt Partei — ſo wurde ihm übel mitgeſpielt. Es gab ſofort demagogiſche Umtriebe verſchiedener Art gegen die verhaßte Schultyrannei; und immer war es uns ein großer Ernſt mit dieſen Kämpfen für die gute Sache des vermeintlichen Rechts. Zeigte ſich nicht auch darin ſchon das Gepräge der nahenden Periode? Wohl thun zu allen Zeiten die Schüler den Lehrern gern einigen Schabernack an. Das gehört zur geiſtigen Gymnaſtik und iſt als Vorſchule für die Praxis des Lebens nicht ſo übel. Aber doch täuſche ich mich ſchwerlich mit der Behauptung, daß der Ernſt jener Zeit bis auf den jüngeren Nachwuchs einen eigenthümlichen Einfluß äußerte; ſo daß ſelbſt unſere kindiſche Oppoſition gegen die Lehrer als eine Art heiliger Berufspflicht erfüllt wurde. Wie konnte es auch anders ſein? Es gibt keinen ehrlichen Zorn gegen fremden Druck, ohne den Zorn gegen jede heimiſche Unterdrückung — und wer iſt ehrlicher als Knaben von 12 bis 14 Jahren?

Nach jedem halbjährigen Examen wurden Prämien vertheilt. Nun geſchah es, daß ein ſolches Prämium einem Sohne aus hochadeliger Familie zufiel, den ſeine Mitſchüler dieſer Auszeichnung für unwürdig hielten. Wir machten alſo auf öffentlichem Examen gegen die Ariſtokratie der Lehrer mit Händen und Füßen, mit Klopfen und Scharren eine lärmende Oppoſition, und da ich auf der vorderſten Reihe ſaß, ſo fielen meine nichts weniger als geheimen demagogiſchen Bemühungen geradezu in die Augen. Alſo mußte ich eine gründlich langweilige Strafpredigt anhören und es ward mir angekündigt, daß ich aus Secunda nicht nach Prima befördert werden ſolle. Das verſchlug mir aber wenig, da ich ſchon lange den Vorſatz hatte, mich gleich nach der Confirmation für die weitere Lebensreiſe in den bunten Soldatenrock einpacken zu laſſen.

Das noch junge Großherzogthum Heſſen gehörte zum Rheinbunde. Es war eines jener Reiſer, welche Napoleon von der nicht mehr ehr-

würdigen tauſendjährigen Eiche des deutſchen Reichs mit leichter Mühe abgeriſſen und den vor Alter politiſch = kindiſch gewordenen Deutſchen zur einſtweiligen Selbſtgeißelung als Zuchtruthe zuſammengebunden hatte. Alſo verpflichtete ich mich demſelben Napoleon, was mit meiner patriotiſch-franzoſenfreſſeriſchen Stimmung in geradem Widerſpruche ſchien. Allein ein junger und noch romantiſch = ſchwärmender Deutſcher hüpft über jeden Widerſpruch leichten Fußes weg. Hatte ich doch ſchon in der Schule gehört und geleſen, daß der urgermaniſche Befreier Herrmann den Krieg bei den Römern gelernt habe. Einen ſolchen Traum träumte auch meine Knabenſeele. Nun habe ich zwar im Kriege Manches gelernt, aber durch den Krieg vom Kriege ſehr wenig. Gewiß iſt's richtig, daß man ſelbſt unwillkührlich und auf dem untergeordnetſten militäriſchen Standpunkte in der Praxis des Kriegs manche Anſchauung gewinnt, welche die bloße Theorie, nebſt allem Exerciren und Manövriren in Friedenszeiten, nicht zu

gewähren vermag. Aber es gehört ein gereifteres Alter dazu, um das Alles, was uns eine ſolche Erfahrung nur brockenweiſe vorwirft, geiſtig zu verarbeiten, um zum Begriffe des Ganzen durchzudringen. Nebenbei hatte ich, als ich mich zum Soldaten machen ließ, die feſte Zuverſicht, daß ſich die deutſchen Waffen bald gegen Frankreich wenden würden; und dieſe Hoffnung iſt in Erfüllung gegangen. Uebrigens iſt's mir noch jetzt lieb, daß ich ein wenig aus eigener Erfahrung das deutſche Weſen auch von der Rheinbundsſeite in ſeiner partie honteuse kennen lernte. Iſt ja dieſe partie honteuse dadurch noch lange nicht verſchwunden, daß wir nun unſere Schaam mit dem Feigenblatte eines neuen deutſchen Bundes nothdürftig zu verhüllen ſuchen.

Mein militäriſches Debut war ſehr proſaiſcher Art. In der Rheinbundszeit waren die pariſer Zwillingsſchweſtern Freiheit und Gleichheit ſchon lange wieder als gnädige Fräulein von Freiheit und von Gleichheit in den neuen Adelſtand erho-

den worden, und gaben ſich mit der Canaille nicht viel mehr ab. So ſtark die Conſumtion von Menſchen im Kriege war, gehörte es in Deutſchland noch zu den Ausnahmen, daß tüchtige Unteroffiziere, die von der Pike auf gedient hatten, zu Offizieren befördert wurden. Dagegen hatten die Söhnlein der eigenthümlichen Raçe der ſ. g. Honoratioren als Cadetten eine Anwartſchaft darauf, das gemeine Soldatenvolk baldigſt dreſſiren, commandiren und chikaniren zu dürfen. Von Rechtswegen war dies zwar nicht der Fall. Aber bekanntlich hat man ſtets von Thatſache wegen dafür geſorgt, daß die Freiheit nicht allzu frei, daß das Recht nicht allzu recht geworden iſt. Hatte nun ein ſolcher vierzehn- oder fünfzehnjähriger Cadettenknabe vor ſämmtlichen hochfürſtlichen Perſonen, Männlein und Fräulein, ſo wie — mit gehöriger Unterſcheidung von dicken und dünnen Epauletten — vor den Herren Offizieren das Gewehr präſentiren oder ſchultern gelernt; und hatte er auf dem Exercierplatze etliche Mal in

die Luft geſchoſſen: ſo war er fix und fertig, um zum Cadetcorporal avancirt zu werden und ſchon ein wenig Befehlens zu ſpielen. Nur mußte er vorher — und dies war die eigentliche und feierlichſte Einweihung in den Wehrſtand — noch drei Mal als gemeiner Soldat Schildwache ſtehen; und zwar auf einem Gange des großherzoglichen Reſidenzſchloſſes, alſo auf einem privilegirten Poſten. Aber freilich war das ein privilegium odiosum. Man nannte den Poſten „vor den Fahnen,“ und auch ich mußte hier meine drei Fahnenwachen halten. Von beſagten F bnen, die hinten hinaus quartiert waren, bekam mein ſchildwachendes Auge nicht die Spur zu ſehen. Dagegen bekam meine Naſe zu riechen, was ſie nicht gern roch. Denn auf demſelben Corridor befand ſich — mache Dich auf das Schlimmſte gefaßt, da ich Dir keine hiſtoriſche Thatſache von Wichtigkeit verſchweigen darf — der hochfürſtliche Abtritt. So ward ich geweiht zum Kämpfer für das monarchiſche Princip; und Du gibſt mir wohl

zu, daß ich ſogleich an das Härteſte gewöhnt wurde. Iſt das aber nicht ganz in der Ordnung? Ein deutſcher Krieger gehorcht, ohne zu ſehen und ohne zu riechen. Und wie bedeutſam war die Sache! Weil die ganze Thätigkeit der Potentaten nur darin beſteht, daß ſie „geruhen,“ konnten wir da beſſer in die Myſterien der Monarchie eingeweiht werden, als daß wir ſogleich vor ihre Commodité geſtellt wurden?

Wie oft habe ich doch — dieſer Fahnenwachen gedenkend — den edlen Ritter Don Quixotte beneidet, der ſeine erſte Wache vor dem Stalle in der Schenke hielt, die er für ein Schloß nur gelten ließ. Er durfte wenigſtens in friſcher Luft auf- und abſpaziren. Im Uebrigen hat unſer Schickſal große Aehnlichkeit: wir ſtanden Beide Schildwacht für eine — Idee!

Aus meinem ganzen Soldatenleben erinnere ich mich nur eines Dienſtes, der mir noch ſaurer gefallen iſt. „Es ſoll der Dichter mit dem König gehen“ — iſt eine ziemlich leere Phraſe

geworden, ſeit die Dichter mit den Königen nicht viel mehr zu thun haben wollen. Aber: „Es darf der Lieutenant mit dem König gehen“ — gilt weit mehr in unſerm modernen Soldaten- und Polizeiſtaate. Als ich es nun zum Lieutenant gebracht, ward mir die Befugniß zu Theil, wohl auch einer Cour am fürſtlichen Hofe beizuwohnen. Einmal durfte ich mit Hutten ausrufen: „Ich hab's gewagt!“ aber dann — nie wieder! Da ſtanden wir Armen, Cravatten und Uniformen eng zugeknöpft, Degen an der Seite, Hut unter dem einen Arm und in der anderen Hand den ſiedend heißen Thee, den man Anſtands halber nicht einmal aus der Ober- in die Untertaſſe gießen durfte. Es war zum Verzweifeln. Und nun gar jene großen Huldigungs- und Trauercouren! Beide Sorten kamen eigentlich auf Eins heraus, denn die eine nimmt ſich ſo traurig aus wie die andere. Aber doch fand bei der Trauercour das Beſondere ſtatt, daß von ſämmtlichen auch von den älteſten Hofdamengeſichtern alle weiße und rothe

Schminke, bis auf die tiefſten Schichten des Ur-geſteins hinab, ſauber weggewaſchen und wegge-ſcheuert werden mußte, ſo daß die Damen nur die Trauer ſelbſt als Schminke trugen. Ein ſchauerlicher Anblick, von großer tragiſcher Wir-kung! In ſolcher abſcheulicher Schönheit mußte der ganze weibliche Hofſtaat, nebſt ſonſtigen hohen Hof-, Civil- und Militärchargen, vor irgend einer Fürſtin oder Fürſtin-Mutter unter tiefſten Vernei-gungen das Defilé paſſiren und unter dem cau-diniſchen Joche der Etikette durchkriechen. Mit-unter ſetzte es ein ſolches Heckenfeuer von Hand-küſſen auf die allergnädigſt dargereichte fürſtliche Rechte ab, daß es bei der großen Inbrunſt, wo-mit deutſche Unterthanen küſſen, ohne hirſchlederne Reiterhandſchuhe gewiß ſchwer auszuhalten war. Die armen Potentaten und Potentatinnen! Welche Laſt der Verehrung ſie ertragen müſſen, und was wäre es doch für ein gutes Werk, endlich einmal die Höfe von ſich ſelbſt zu befreien!

Noch ſchlimmer war es mit den ſ. g. Hof-

bällen. Neben einigen zierlichen jüngeren Damen gab's am Hofe eine beträchtlichere Zahl älterer aber deſto gnädigerer Fräuleins; welche — da ſie von Hofmarſchallamtswegen für courfähig erklärt waren — gegründeten Anſpruch darauf hatten, ſich bei außerordentlichen Gelegenheiten die Cour machen zu laſſen. Alſo erging auf der Parade von Zeit zu Zeit unter den Offizieren ein Aufgebot an junger Mannſchaft, um die Fräuleins zu betanzen. Zwar ſtand keine Arreſtſtrafe darauf, wenn man dieſem Nothrufe für die theuerſten Güter des Vaterlandes keine Folge leiſtete; ſondern es hieß nur, wie bei'm Sturm auf Batterien: „Freiwillige vor!“ Aber wer immer hartnäckig blieb, wurde doch ſehr übel angeſehen. Dennoch konnte ich mich zu dieſem ſchwerſten aller Minnedienſte nie verſtehen. Mochten die gnädigen Fräuleins, gleich den heſſiſchen Grenzpfählen, noch ſo weiß und roth angeſtrichen ſein — wer hätte einen ſolchen Pfahl im Fleiſche ertragen? Lieber noch drei Mal Schildwache geſtanden auf jenem

Corridor, auf jenem verhängnißvollen Eingange zu meiner militäriſchen Laufbahn!

Als ich den Cadettenrock anzog, hatte ich den Knaben noch nicht ausgezogen. Wir ſuchten uns alſo die ordonnanzmäßige Langeweile des monotonen Dienſtes möglichſt zu vertreiben. Eines Tags wurden mir und einem anderen Cadetten einem jeden ein Rekrut ohne Gewehr überantwortet. Jeder von uns ſollte ſeinen Mann im ordinären und geſchwinden Schritte auf dem Exercierplatze einher marſchiren laſſen. Wir kamen aber auf den Einfall, unſere beiden Truppencorps zu vereinigen, um mit ihnen den großen Krieg aufzuführen. Es wurde commandirt: „Formirt das Carré!" was mit zwei Mann auszuführen gewiß eine der ſchwierigſten militäriſchen Aufgaben iſt. Oder: „Regimenterweiſe en échélon auf hundert Schritt vom rechten Flügel vorwärts ꝛc.," wo denn jeder Rekrut ein Regiment vorſtellte. Oder wir ließen beide Regimenter im Sturmſchritt gegen einander vorrücken; und da kein Ge-

wehr gefällt werden konnte, ſo mußte jedes Regiment die rechte Hand in die Höhe heben, und ſobald ſie feindlich zuſammenſtießen das eine auf's andere losſchlagen. Hätten ſie auf uns ſelbſt losgeſchlagen, ſo hätten wir bei der eigenthümlichen Methode, die wir zur Dreſſur der Vertheidiger von Fürſt und Thron befolgten, kaum uns beſchweren dürfen. Aber der Eine unſerer Rekruten hatte zwar einige Bedenklichkeiten ob dieſer Manövres, die mit ihm ausgeführt wurden; wagte aber aus Reſpekt vor ſeinen jungen Vorgeſetzten nur ſehr beſcheidene Scrupel zu äußern. Der Andere dagegen ergab ſich mit ſtillſchweigender Reſignation in ſein unvermeidliches Schickſal, angeführt zu werden. Je nun! Spielen die Großen mit ihren Soldaten, warum ſollen es die Kleinen nicht auch thun?

Da es zum Feldzuge gegen Rußland kam, hatte ich noch nicht ausgegohren und wurde einſtweilen zurückbehalten, um noch etwas in die Höhe zu wachſen, was ich aber aus Oppoſitionsgeiſt

unterließ. Meine gezwungene Muſe benutzte ich, um auf der Hochſchule in Gießen meine mathematiſchen Studien fortzuſetzen und ein militäriſches Privatiſſimum bei einem halben Profeſſor und halben Offizier zu hören, der aber kein großer Meiſter ſeiner Wiſſenſchaft war. Das Semeſter war kaum zu Ende, als die Kunde von der Niederlage der franzöſiſchen Armee in Rußland kam. Bei dem großen Verluſt, den auch das heſſiſche Corps erlitten hatte und in der Noth des Augenblicks wurde eine ganze Menge blutjunger Cadetten, unter ihnen auch ich, zu Offizieren befördert, um bald darauf zum erſten Feldzuge auszurücken. Nun hatte ich einſtweilen, was ich wünſchte. — — — —

Seit etlichen Wochen habe ich wieder in der Einſamkeit dieſes Schloſſes meine ſtatiſtiſchen Arbeiten angefangen. Das iſt eine gute trockene Wiſſenſchaft, womit man Niemanden auf den Fuß tritt. Eine meiner wichtigſten Entdeckungen in der vergleichenden Statiſtik iſt, daß es im preu=

ßiſchen Staate beiläufig ſo viele Schafe als Unterthanen gibt. Hier erhältſt Du einſtweilen einen Aufſatz zur Statiſtik der deutſchen Literatur. Auch darin iſt von den Schafen die Rede, die — meiſt ſchon geſchoren — Jahr ein und aus auf den Leipziger Meſſen zuſammengetrieben werden. Der Aufſatz iſt für die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ beſtimmt. Laſſe ihn dahin abgehen, und halte Dich friſch und munter.

VI.

Ich muß Dich, mein Theurer, doch erinnern über das, was war, nicht zu vergeſſen, was iſt und was ſein wird und ſein muß. Du wollteſt unter dem Drucke Napoleons die Waffen führen lernen, um ſie ſpäter gegen ihn zu kehren. So verſuche auch jetzt Deine Klingen an den Eiſenſtäben, die Dich tyranniſch einengen, damit Du ſie überwinden lernſt.

Daß ſie mir die Ausſicht auf einen Wittwengehalt genommen, iſt mir ſehr gleichgültig. Ich lebe nicht länger als Du. Wollte man aber etwa durch dieſe vermeintliche Strafe der Frau

andeuten, ſie hätte ihr Möglichſtes thun ſollen, um den Mann abzuhalten, etwas Mißfälliges zu ſchreiben? Das fehlte noch, daß auch die Weiber dazu beitrügen, damit die Männer nicht nach Ueberzeugung handelten. Doch glaube ich zur Ehre meines Geſchlechts, daß man ſich hierin bei Vielen täuſchen würde: die rechten Frauen wollen auch rechte Männer haben.

Für Dein ſchönes Stück Vergangenheit gebe ich Dir jetzt ein Stück Gegenwart. Daß man ſich nach Babenhauſen verirren kann, davon ſind wir Beide ein lebendiges Beiſpiel; daß man ſich aber in Babenhauſen verirren kann, hätteſt Du gewiß nicht gedacht. Und doch iſt es mir geſtern begegnet in dieſer wunderlichen Miſchung von großem Dorf und kleiner Stadt, die mit ihren Ringmauern und Gärten, Stadtthoren und Bauern-häuſern, zugleich ein deutſches Krähwinkel und eine liebliche Idylle iſt.

Dieſer Ort war, wie ich höre, ſchon ſehr ver-ſchiedener Herren Diener. Im dreizehnten Jahr-

hundert war er Eigenthum der Herren von Münzenberg und Hanau; im fünfzehnten die Reſidenz des Hanau-Lichtenbergiſchen Grafen Philipp I.; im achtzehnten Jahrhundert fiel Babenhauſen an Heſſen-Kaſſel und im jetzigen nach einander an Frankreich, das Großherzogthum Frankfurt, endlich an Darmſtadt und zuletzt haſt Du, als Sitzender, Beſitz ergriffen in dieſer ehemals gräflichen Reſidenz.

Hat mich Abends der murmelnde Bach unter meinem Fenſter eingeſchläfert, ſo wecken mich keine raſſelnden Caroſſen, wohl aber das Horn des Nachtwächters und ſein eintöniger lang gedehnter Stundenruf mit dem Refrain: „Bewahrt das Feuer und das Licht, daß Niemand ein Schaden geſchicht.“ Unverändert läßt er dieſen Ruf ſeit Jahr und Tag jede Nacht hören. Aber läge es nicht im Intereſſe der Staatsgewalt, wenn er in der Nähe Deines Schloſſes rufen würde: „Behalt dein Feuer und dein Licht und ſage uns die Wahrheit nicht!?“ Sprechen doch auch die Bauern

hier, Du ſeiſt ein Gefangener, weil Du Bücher geſchrieben, in denen die Wahrheit ſtehe. Fragte man ſie: „was iſt Wahrheit?“ ſo wüßten ſie es freilich eben ſo wenig wie Andere, die noch ſo lange Philoſophie ſtudirt haben. Aber einen richtigen Inſtinkt haben ſie doch für das, was ihnen Noth thut; und erkennen die, die es gut mit ihnen meinen. Es käme nur darauf an, ihnen die Wahrheit mundgerecht zu machen. Aber das verſtehen Wenige und die es verſtehen, denen verſtopft man den Mund.

Begreiflich ſind wir Beide in dem kleinen Babenhauſen ein Ereigniß, das den Leuten viel Stoff zum Schwatzen gibt. Von jedem Staatsgefangenen, der je im Schloſſe war, wiſſen ſie etwas zu erzählen und jetzt kommt gar Einer, dem eine Frau nachzieht, die ihn nicht ſehen darf, nicht einmal von Weitem. Da trägt die Fama allerlei Geſchichten von Mund zu Mund. So ſoll ich jeden Morgen am offenen Fenſter ſtehen und die Arme weit nach dem Schloſſe ausbreiten.

Dies hängt aber auſſerordentlich proſaiſch zuſammen. Um ſo ungeſtört wie möglich zu ſein, bediene ich mich ſelbſt und ſtaube zuweilen das Tuch, womit ich meine wenigen Möbel abwiſche, zum Fenſter hinaus. Das hielten die guten Leute für eine zärtliche Demonſtration, oder eine telegraphiſche Bewegung.

Sehr leid thut es mir, daß meinem Hauswirth und ſeiner Familie, bei denen ich ſo gut aufgehoben bin und welche Freunde unter den Schloßbewohnern haben, ſeit meiner Ankunft der Beſuch des Schloſſes unterſagt iſt. Und ſogar der armen Grete, der Magd des Hauſes, hat man einen kleinen Verdienſt genommen. Sie trug bisher für die Schloßkühe den Abgang aus der Küche in das Schloß, was ihr nun auch nicht mehr erlaubt iſt. Weil ein Mann Bücher geſchrieben, deſſen Frau in dem Hauſe wohnt, worin die Magd iſt, die die Kühe füttert, die in dem Schloſſe ſind, worin der Mann ſitzt, der die Bücher geſchrieben — darf der Mann nicht aus dem

Schloß und die Magd nicht in das Schloß, ſoll die Frau ohne Mann ſein, ſollen die Kühe nicht gefüttert werden u. ſ. w. u. ſ. w. Welch eine wunderliche Kette von Urſachen und Wirkungen! Das heißt doch gründlich regiert, ohne Anſehen von Menſchen und Vieh. Indeß trotz allen dieſen Nachtheilen, die meine Gegenwart mit ſich bringt, werde ich mit der größten Artigkeit und Freundlichkeit behandelt. Die Leute hier nehmen wahren Antheil an uns. Sie fühlen das Harte mit, daß ich Dich nicht beſuchen darf; und beſonderen Unwillen ſoll es erregt haben, daß man mir ſogar meine Spaziergänge in der Nähe des Schloſſes unmöglich macht. Auf die theilnehmendſte Weiſe werde ich überall nach Dir gefragt. Babenhauſen iſt ja nur eine Reſidenz von Gefangenen, die unter Schloß und Riegel und ohne Hofhaltung, höchſtens im Hofe, gehalten werden. Die Bewohner, die von der Fürſtenſonne nur aus der Ferne beſchienen werden, haben dafür auch nur entfernte Rückſichten zu nehmen. Und ſo

befinde ich mich auch in dieſer Hinſicht ganz gut hier.

Wenn das Horn des Nachtwächters verſtummt iſt, weckt mich am frühen Morgen das des Hirten, dem die breitgeſtirnten Rinder folgen. Sie bilden, als die vornehmſten Vierfüßler, den Vortrab beim Feldzug. Nach ihnen kommen die grunzenden Bewohner der Ställe und zuletzt ſchnattert die große Gänſeſchaar zum Thor hinaus. Jetzt rücken auch die Bauern in's Feld, auf ihren Wagen ſtehend wie römiſche Triumphatoren und ihre Geſpanne lenkend, die, je nach dem Wohlſtande des Beſitzers, aus Pferden oder Ochſen beſtehen. Sie holen eilig die letzten Früchte heim, ehe der nahe Winterfroſt ſie ungenießbar macht. Gekeltert haben ſie ihren Vierunddreißiger ſchon längſt. Jetzt wird der Dreſchflegel gerührt, wobei ein Ohr, das ſich darauf verſteht, gleich heraus hört, ob von zweien, dreien oder vieren der Takt geſchlagen wird. Die Kartoffel, dieſen Hauptnahrungszweig, hört man von der Straße aus don-

nernd durch die Kellerfenſter in ihre Winterquartiere rollen und ganze Züge von Wagen, mit Rüben von allen Farben, kehren heim; denn die Mittagsglocke läutet und in dieſer Jahreszeit wird nicht auf dem Felde, ſondern zu Hauſe auf den Glockenſchlag das Eſſen eingenommen. So geht es in jedem Dorfe zu. In Babenhauſen aber kommt noch die Stadtſeite zum Vorſchein. Am Morgen ſind die Hausfrauen unſichtbar; am Nachmittag dagegen kannſt Du die Frau Poſterpeditorin, die Frau Pfarrvikarin, die Frau Bürgermeiſterin u. ſ. w. in ſtädtiſchem Putz nach der neueſten Mode ſehen. Wohnen ſie doch nicht weit von der Reſidenz und haben alle Woche „Gelegenheit“ nach Darmſtadt. Beſonders aber an Sonntagen entfaltet ſich ein ganzer Blumenflor, auch von jungen Damen auf der Straße, wo eine Blume auf der anderen zu ſehen iſt. Weil ich einige Bekanntſchaften machen wollte, mußte ich Alle beſuchen. Auch lerne ich gern andere Zuſtände als die meinigen kennen, und halte es über-

dieß für klug, mich nicht abzuſchließen, um nicht als Bekümmerte zu erſcheinen.

Alles muß glauben machen, daß wir mit unſerer Lage in Babenhauſen höchſt zufrieden ſind.

Iſt der Sonntag Abend ſchön, ſo ziehen die Burſche ſingend in langen Reihen durch den Ort. Die meiſten ihrer Lieder, wie dies bei ſo vielen Volksliedern der Fall iſt, ſind ernſter, ja ſchwermüthiger Art. Selbſt unter den Soldatenliedern die ſie aus ihrer Militärzeit heim bringen, ſind mehr traurige als luſtige. Iſt es der Ernſt des Lebens überhaupt, der dem Volke dieſe Lieder eingiebt, oder ward ihm von je des Heiteren und Frohen im Leben ſo wenig zu Theil, daß es ihm nicht der Mühe werth ſcheint, es in ſeine Lieder zu verweben?

Ich bin weit abgekommen von dem Anfangsthema meines Briefes, das ich Dir, mein Herz, nochmals an's Herz lege. Wache und arbeite Du, ſo lange es Nacht iſt!

VII.

Geſtern, meine Theuerſte, um die mitternächtliche Stunde, als es ſtille war im Schloſſe und die löbliche Commandantſchaft dem ſüßen Schlummer ſich ergeben hatte; als nur noch das „Auge des Geſetzes“ wachte, das Gottlob! bei Nacht nicht viel ſieht, machte ich mit der einen Eiſenſtange die erſte entfernte Bekanntſchaft, die zu meinem Bedauern noch lange keine ſehr innige werden dürfte. Solch' ein eiſernes Liebchen iſt ſpröde gegen jede Bewerbung, ſogar in der Dunkelheit. Auch hat es die Unart an ſich, bei jeder Berührung mit dem Zahn der Säge das nächtliche Geheimniß auszuplaudern und wohl gar über

Gewaltthat laut aufzuſchreien. Wirklich iſt das Geräuſch des Sägens größer, als ich mir vorgeſtellt hatte; ſo daß ich nun vor dem allgegenwärtig langen Ohre des Geſetzes mehr Sorge habe als vor ſeinem Auge. Indeſſen werde ich auf Mittel denken, jener gefährlichen Indiscretion möglichſt zu begegnen.

Noch hat ſich ein kleines Unglück zurückgetragen. Eine jener feinen Uhrfederſägen in der Hand, ſtand ich als Partei der Bewegung vor dem in ſeiner Stabilität mit der Macht ſtarrer Gewohnheit mir entgegentrotzenden Fenſtergitter. Wo ſich zwei Weſen von ſo feſtem Charakter wie Stahl und Eiſen bekämpfen, braucht's verzweifelte Geduld. Nun fing ich zwar mit gemeſſener Ruhe meine Arbeit an. Als aber von der eiſernen Feſſel der Knechtſchaft immer nur Stäubchen nach Stäubchen fiel, packte mich die Ungeduld: im Eifer brachte ich die Säge in eine ſchiefe Stellung und — krach! war ſie gebrochen. So iſt's der Partei der Bewegung ſchon oft gegangen. Doch

obgleich noch manches Werkzeug der Freiheit breche, ſie findet fort und fort neue Kämpfer mit neuen Waffen. Und ſo hoffe auch ich, zumal ich jetzt etwas Lehrgeld bezahlt habe, mit meinem kleinen Waffenvorrathe auszureichen. — — —

„In's Feld, in die Freiheit gezogen!" — rie= ſen wohl auch im Frühjahr 1813 ſämmtliche eben erſt patentirte Lieutenante im Großherzogthum Heſſen. Es war nicht blos die beſſere Ausſicht auf ein etwaiges Hauptmannspatent, was ſie dieſen Ruf anſtimmen ließ. Gibt's doch für die eine Luſt der Freiheit gar manche Arten der Befriedigung: wer lange genug unter dem conventionellen Zwange der Geſellſchaft geſtanden hat, findet ſie für einige Zeit wohl ſelbſt im Gefängniſſe. Und da wir in den Krieg zogen, ließen wir wenigſtens den Plun- der des ewigen Exercirens, Paradirens und des ganzen Gamaſchendienſtes hinter uns. Luſtig und guter Dinge ſtürzte auch ich mich in den Reiz des neuen Lebens. Keine Thräne floß beim Ab= ſchied von Eltern und Geſchwiſtern; das wäre

für einen ſechzehnjährigen Lieutenant nicht anſtändig geweſen. Ohnehin habe ich's in der Art, wenn ich Andere weinen ſehe und das Unglück nicht gar nahe liegt, daß ich leicht in's Lachen gerathe. Die geſcheuteſten Leute, wenn ſie Thränen vergießen, machen gewöhnlich ſo dumme Geſichter, das reizt zur Oppoſition. Indeſſen ſollte ich doch bald erfahren, daß es eine ärgerliche Aufgabe iſt, Strapazen zu ertragen, um einer Sache willen, der man den Sieg nicht wünſcht. Jetzt habe ich es doch beſſer in meiner Reſidenz zu Babenhauſen.

Trotz dem unglücklichen Ausgange des ruſſiſchen Feldzugs, den man einzig dem harten Winter zuſchob, übte noch das militäriſche Genie Napoleon's ſeinen Zauber auf weitaus den größeren Theil der Offiziere unter den Truppen des Rheinbunds. In etwas geringerem Grade mochte dies bei den jüngeren Offizieren der Fall ſein, die ihre Schuljahre noch nicht lange hinter ſich hatten, und noch unter dem ſchwach nachwirkenden Einfluſſe

einer Erziehung ſtanden, die wenigſtens von fern-her die Befreiung der deutſchen Nation von der Fremdherrſchaft vorbereitete und die Schmach der Unterdrückung zwar nicht zum hellen Bewußtſein brachte, aber doch ein dunkel aufdämmerndes Gefühl derſelben weckte. Allein dies erzeugte etwa leiſe Wünſche, blieb jedoch ohne bemerkbaren Einfluß auf das Handeln derjenigen, die ſich in der Reihenfolge der militäriſchen Hierarchie auf unterer Stufe befanden. Wenn auch ſpäter Sachſen und Würtemberger auf dem Schlachtfelde von Leipzig zu den Gegnern übergingen, ſo waren es doch einzelne höhere Befehlshaber, welche dafür die Initiative ergriffen und bei der Colliſion des militäriſchen Gehorſams mit der Pflicht gegen das Vaterland es gewagt hatten, eine Wahl zu treffen. Indem ſie die Verantwortlichkeit des Schritts übernahmen, riſſen ſie die Maſſe mit ſich fort; aber freilich würden ſie die Maſſe nicht fortgeriſſen haben, wenn dieſe nicht zugleich auf ſie ſelbſt beſtimmend eingewirkt hätte, wenn der innerliche

Abfall von der Sache, der ſie dienen ſollte, nicht ſchon vorher erfolgt wäre. Ueber dieſe ſ. g. Treuloſigkeit von Deutſchen auf dem Schlachtfelde, haben — wie bekannt — die Franzoſen noch lange Zeter geſchrieen.

Sehr mit Unrecht, da ſie mit demſelben Munde ihren Marſchall Ney und die Truppen geprieſen haben, die in den Julitagen zum Volke übergingen. Sie verſtehen aber das Prinzip ihrer eigenen Revolution nicht, wenn es ſich um deſſen Anwendung auf andere Nationen handelt. Freilich reichen die Kabinetskriege, — die Feldzüge der Oeſtreicher gegen Neapel und Piemont, der Franzoſen unter Angoulême gegen Spanien, ſind davon traurige Beiſpiele — als erbſündliches Vermächtniß der Vergangenheit noch bis in unſere neuere Periode. Aber doch ſteht es für Frankreich ſeit der Revolution, für Deutſchland ſeit dem Abfalle Yorks in den Jahrbüchern der Geſchichte als Recht der Völker geſchrieben, daß kein Krieg mehr geführt werden ſollte, als mit dem Willen der Völker.

Meine beſondere Stimmung war fortwährend eine franzoſenfreſſeriſche. Aber das ſchadete den Franzoſen nicht viel. Ein unbedeutender Lieutenant, wie meine Wenigkeit, wird nur ſo beiläufig in den reißenden Kriegsſtrom geworfen; da muß er mitſchwimmen und ſich noch eine Ehre daraus machen, nicht hinter den Andern zurückzubleiben. Konnte ich aber nicht thun, wie ich wollte, ſo ließ ich mir wenigſtens das Maul nicht verbinden und nicht meine Meinung in Feſſeln ſchlagen. Zu öfteren Malen und mitunter unbeſonnen genug ließ ich ſie laut werden, was mich, da wir mit Franzoſen zuſammenkamen, in öftere Streitigkeiten verwickelte. Zugleich brachte mich dies meinen Kameraden gegenüber, in eine iſolirte Stellung, die mir noch läſtiger gefallen ſein würde, wäre ich nicht ſonſt ein guter Kerl geweſen, der nicht gar ängſtlich rechnend mit dem, was er ſelbſt hatte, auch gegen Andere nicht karg war und an jener militäriſchen Gütergemeinſchaft, wie ſie im Felde ſich macht, gern theilnahm. Einmal namentlich hätte

mir mein Haß gegen die „Wälſchen“ übel auf-ſtoßen können. Napoleon hielt Heerſchau über unſere Diviſion. Unſere deutſchen Papageien — ſpäter lernten ſie auch auf ruſſiſch ihr „Hurrah“ rufen, — wurden alſo angewieſen, ihre ſämmtlichen odenwälder, heſſenländer und weſt-phäliſchen Mäuler zu einem lauten „Vive l’empereur!“ aufzureißen. Aber ich ſagte meinen Leuten rechts und links im Gliede, ſie ſollten nur ſchweigen, und brummte etwas von „Tyrann“ und „Unterdrücker der deutſchen Freiheit“ vor mich hin. Richtig ſchwiegen die meiſten in meiner Nähe; aber da die ganze Revue im Galopp vor ſich ging, ſo blieb die ſtillſchweigende deutſche Oppoſition unbemerkt. Wäre ein Denunciant gegen mich aufgetreten, man hätte mich ſchon damals des „Verbrechens der beleidigten Majeſtät“ angeklagt. Aber die Soldaten ſind ehrlich gegen einander, zumal im Kriege. Nur im faulen Frieden — und freilich wird für ſie der Friede am eheſten

zum faulen — gibt's etwa Angebereien und Aufhetzereien.

Wir jüngeren Offiziere hatten in unſerer kurzen militäriſchen Laufbahn ſelbſt noch in keinem größeren Manöver das ſchwache Nachbild des Kriegs kennen lernen. Ohne allmäligen Uebergang wurden wir nun gleich in eine der Hauptactionen geworfen und fanden uns plötzlich, wir wußten ſelbſt nicht wie, mitten in der Schlacht von Lützen. Nur einige wenige Todte, die ſeitab von der Straße lagen, waren uns ſchon am Tage vorher ein Zeichen, daß es bald Ernſt werden könne. Du haſt wohl vom Kanonenfieber gehört, einer unſerer modernen Krankheiten, die zuweilen anſteckend wird. Aber das iſt keine Jugendkrankheit, ſechzehn bis achtzehnjährige Jünglinge werden nicht leicht davon befallen, wenigſtens dann nicht leicht, wenn ſchon im voraus ihre Fantaſie nicht blos in der Luſt des Kampfs geſchwelgt, ſondern auch die Gefahren deſſelben in der Vorſtellung durchgemacht hat. Stellt man

ſich doch meiſt ſogar die Gefahr größer vor, als ſie wirklich iſt; man weiß es noch nicht, wie viele Kugeln auf Schußweite nicht treffen, wie unendlich viel Pulver in jeder Schlacht blos zum Knalleffekt verpufft wird. Darum kann die Fantaſie, welche die Furcht gebärt, zugleich das homöopathiſche Heilmittel gegen die Furcht werden; und darum gibt es ſchon dadurch eine geiſtig militäriſche Vorbildung, daß man in und außer der Schule von Schlachten, Thaten und Gefahren hören, leſen und träumen muß. So iſt es aber nicht bei dem ſ. g. gemeinen Soldaten, der vom Pfluge oder aus der Werkſtätte weggenommen wird, ohne daß ſeine ganze Vorſtellungsweiſe in gleicher Art gewöhnt und geſchult worden wäre. Bei ſolchen Rekruten wird erſt durch die ſinnliche Anſchauung ſelbſt die Vorſtellung des Kriegs und ſeiner Wechſelfälle geweckt und entwickelt. Und darauf hauptſächlich, weit mehr als auf dem Exercitium von Auge, Arm und Bein, beruht die Wichtigkeit der militäriſchen Uebungen im Frie-

den, ſo wie der Vorzug der alten vor den jungen Soldaten.

Die erſte Schlacht kam mir wie ein großes Schauſpiel vor, worin ich ſelbſt eine kleine Rolle mit möglichſtem Anſtand zu ſpielen hatte. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft, wie mir unter dem Donner der Kanonen und dem Knall der Gewehre eine Stelle aus Shakespeare einfiel, und wie mir die Kugeln, die in die Colonne einſchlugen, den äſthetiſchen Commentar zu dieſer Stelle lieferten und zu ihrem Verſtändniſſe halfen. Im „Julius Cäſar“ ſagt gleich nach deſſen Ermordung Brutus:

„Wie oft wird Cäſar noch zum Spiele bluten,
Der jetzt am Fußgeſtell Pompejus liegt,
Dem Staube gleich geachtet!“

Caſſius:

„So oft als das geſchieht,
Wird man auch unſern Bund, die Männer nennen,
Die Freiheit wiedergaben ihrem Land.“

Ueber dieſe Stelle war ſchon im Kreiſe meiner Familie geſprochen und regelmäßig behauptet worden, es ſei unnatürlich, daß Brutus und Caſſius, im Hinblicke auf die blutige Leiche daran denken ſollten, wie ſich ihre That noch in künftigen Jahrhunderten im Schauſpiele ausnehmen werde. Jetzt aber erlebte ich es an mir ſelbſt, wie man in wichtigen Schickſalsmomenten — und das iſt ja immer eine Schlacht — gar wohl ſich fragen könne: wie ſähe etwa Deine kleine Perſon aus, wenn ſie gerade jetzt von Anderen in's Auge gefaßt würde? Gibt es doch Menſchen genug, welche noch mit Anſtand zu ſterben ſuchen, welche die Herrſchaft des Bewußtſeins und Willens bis zum letzten Momente behaupten wollen. Vielleicht gibt es deren in keiner Nation mehr, als unter den Franzoſen. Der Franzoſe vergißt am wenigſten die Rückſicht auf ſein Verhältniß zu der Geſellſchaft, die ihn umgibt; er vergißt oft nicht einmal die Rückſicht auf die Geſellſchaft, die ihn nach ſeiner Vorſtellung umgeben könnte. Und weil

Viele ſchon lange dieſe Rückſicht auf Andere nahmen, ſo haben es doch endlich die Franzoſen in der Anerkennung der ſocialen Gleichheit mit am weiteſten gebracht. Aus dieſem Einfluſſe der Geſellſchaft auf den Einzelnen erklärt es ſich zugleich, daß es unendlich leichter iſt, in einer Schlacht nicht den Muth zu verlieren, als etwa auf dem einſamen Vorpoſten; es erklärt ſich aber auch, wenn einmal Einer oder Einige die Scham vor der Feigheit überwunden haben, daß alsdann gar leicht Viele im Strome einer Flucht fortgeriſſen werden.

Seit jenem Commentar durch ein Ereigniß, habe ich eine um ſo tiefere Verehrung vor dem mächtigen Genius des brittiſchen Dichters. Und wie oft iſt es mir auch ſpäter begegnet, daß mir erſt irgend ein Erlebniß die eine oder andere Stelle eines Dichterwerks erklären mußte, deren voller Sinn mir noch nicht deutlich geworden war. Wie etwa ein Cuvier nach dem Fragmente eines Zahnes große urweltliche Beſtien conſtruirt, ſo arbeitet ſich der ächte Dichter nach einem Minimum

von ſelbſt Erlebtem ein großes volles und reiches Leben bis in das Beſonderſte aus. Wir proſaiſchen Leute müſſen aber die Wahrheit ſeiner Schöpfung erſt in der ordinären Wirklichkeit recht handgreiflich an uns ſelbſt erfahren haben, ehe wir ſie nur erkennen und gebührend anerkennen. Ueberhaupt iſt in den Werken der Begeiſterung viel mehr Wahrheit, als die dürre, kalte, nachhinkende Kritik, die uns Dieſes und Jenes als gemacht, als unnatürlich und unwahr bezeichnen will, von ihrem niedrigeren Standpunkte aus nur begreifen kann. Zu dieſen Werken gehört auch die Religion; denn was je als Religion durchgeſetzt wurde, war immer, wenigſtens in ſeinem Urſprunge, der Ausfluß einer höheren und höchſten Begeiſterung. Darum ſorgt auch fort und fort das Leben dafür, daß die Kritik der Religion nichts anhabe, wie ſehr ſie an ihr mäkele und herumtappe. Sie bleibt doch nur ihr Bediente, der ihr die Kleider ausklopft und den Staub der Vorurtheile wegbürſtet, der ſich von Jahrhunder=

ten her angeſetzt hat. Wenn es aber der ungeſchickte Bediente verſieht, auf die Religion ſelbſt loszuſchlagen, wird er bald wieder durch viel kräftigere Rückſchläge zur gebührenden Ordnung gewieſen. Oder die Kritik iſt die Laus, die ſich einbildet, über der Religion zu ſtehen und ſie überwunden zn haben, weil ſie ihr auf dem Kopfe krabbelte. Beißend mag ſie mitunter ſein, aber zum Auffreſſen mit Haut und Haar kommt's nicht. Die Religion und die Poeſie ſind noch nie wie Sulla, ſie ſind noch nie an der Kritik geſtorben. Sie ſind nur zuweilen eingeſchlafen und da ſie wieder aufwachten, haben ſie ſich gewaſchen und gekämmt, und ſind zum neuen Leben aufgeſtanden. Zwar ſoll einmal der große Hegel — gerade umgekehrt — die Religion die Laus im Pelz der Weltgeſchichte genannt haben. Aber das geſchah in einem ſchwachen Augenblicke, da ihm gerade die Religion über ſeinen Kopf ging.

Ein Theil unſerer Soldaten — es waren meiſt Rekruten, von denen jeder ſeinen bequemen

Schatz zu Hauſe hatte und die lieber auf ihrem Dorfe geblieben wären — nahm an der erſten Schlacht ein geringeres dramatiſches Intereſſe. Es kam ihnen nicht viel darauf an, ob ſie eine heroiſche oder ſonſt eine Rolle ſpielten. Aber doch wollten ſie ſich von den Kugeln nicht allzu-lange auspfeifen laſſen, und ſie liefen alſo lieber ganz vom Schauplatze weg. Das Regiment war in geſchloſſener Kolonne in die Schlachtlinie ein-gerückt. Als die erſten Kugeln in die Gewehre raſſelten, als es die erſten Todten und Verwun-deten gab, und in der dicht gedrängten Maſſe der Verluſt um ſo größer zu werden drohte, komman-dirte der Obriſt: „Rückwärts Diſtanz genom-men.“ Es war ein verhängnißvolles Wort die-ſes „Rückwärts,“ das ſofort zur That oder Un-that fortriß. Die Leute nahmen es ſehr buchſtäb-lich damit und machten zugleich vom Recht der ausdehnenden Interpretation im weiteſten Um-fange Gebrauch. Denn wirklich haben Viele rück-wärts Diſtanz genommen, vom Schlachtfelde an

bis mitten in's Großherzogthum Heſſen, bis an den Thron ihres angeſtammten Fürſten. Da half kein Bitten, Befehlen, Drohen, Halten und Hemmen: wohl ein gutes Dritttheil emancipirte ſich. Auf dem Rückwege in die geliebte Heimath ſchaarten ſie ſich aber ziemlich ordentlich zuſammen, und ſchickten ſogar ihre förmlichen Quartiermacher voraus. Aehnlich gings indeß bei andern neu gebildeten Regimentern, ſogar ohne Commando aus purer Spontaneität. Das war bei den Wenigſten eigentliche Feigheit und Fallſtaff'ſcher Inſtinkt, es war auch nicht blos das Ungewöhnliche und Ueberraſchende der Sache, ſondern kam gewiß zum guten Theile daher, daß die Leute keinen Sinn mehr für den Unſinn hatten, ſich von den Franzoſen von einem Kriege in den andern ſchleppen zu laſſen. Sie nahmen alſo den Reißaus, wenn nicht für die Freiheit Deutſchlands, doch für die Freiheit der Deutſchen, ein Jeder für die ſeinige. Ueberhaupt war ſehr begreiflich unter den Truppen des Rheinbunds keine große

Begeiſterung für den Krieg von 1813. Dies zeigte ſich ſchon im Charakter unſerer Soldatenlieder. Es gab kaum Eines, das kriegeriſch aufmunternd und anregend geweſen wäre. Eines der Lieblings-lieder unſerer Leute war damals:

„Liebes Deutſchland, ich muß marſchiren,
„Liebes Deutſchland, ich muß fort!
„Vater und Mutter zu verlaſſen —
„O du grauſames Herzeleid,
„O du große Traurigkeit!“ ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Das war nun freilich keine heroiſche Poeſie, und wurde noch dazu nach einer ſehr kläglichen Melodie abgeleiert. In den ſpäteren Kriegen gegen Frankreich kamen ſchon Lieder und Weiſen anderer Art in Umlauf.

Wir übernachteten auf dem Schlachtfelde. Es iſt nie ärgerlicher Wache halten zu müſſen, als nach einer Schlacht, denn man ſchläft nie beſſer: die ungeheure Spannung und Aufregung, die Ermüdung und wohl auch das angenehme Gefühl, mit heiler Haut davon gekommen zu ſein — das

Alles ſenkt Einem in die tiefſten Tiefen des Schlummers. Am folgenden Morgen wurde ein Theil des Schlachtfeldes durchwandert. Das macht nun einen ganz anderen Eindruck, wenn man nicht mehr in der Hitze des Kampfes, ſondern bei kaltem Blute und mit nüchternem Muthe das Auge ſchweifen läßt über ein ſolches Feld des Todes und der Zerſtörung. In erhöhtem Grade iſt es derſelbe Eindruck, den man am Morgen nach einem Brande auf der Brandſtätte hat. Eigen iſt's, daß man bei dem Anblick der Zerſtörung im Großen, mitten unter Todten und Verwundeten, denn auch dieſe hatten am Tage vorher bei weitem nicht alle aufgefunden und weggeſchafft werden können, ſich nur an Einzelnes heftet. Aber man muß wohl, weil man das Ganze doch nicht zu überſehen vermag. Sehr lebhaft erinnere ich mich nur noch eines ruſſiſchen Soldaten von ungewöhnlich kräftigem Körperbau, deſſen breite gewölbte Bruſt ſich röchelnd hob und ſenkte. Der Mann, der mir nun zu Füßen lag, er hätte mich

noch vor zwölf Stunden mit einer Hand zerquetſchen können. Dies war das erſte Todesröcheln, das ich mit Bewußtſein hörte; und das vergißt ſich nicht leicht. Der letzte Kampf des Lebens prägt ſich wohl noch tiefer ein, als der erſte Anblick des Todes ſelbſt, obgleich auch dieſen ſchwerlich Jemand vergeſſen wird. Erinnere ich mich recht, ſo hatte ich als Knabe, bis zum Kriege, erſt einen einzigen Todten geſehen: den Leichnam eines im Duell gebliebenen Offiziers. Aber wie leicht gewöhnt man ſich an dieſen Anblick im Felde, wo er ohnehin ſeinen eigenthümlichen Charakter hat. Nur die *nackten* Leichname in allerlei wunderlich grotesken Lagen, als wären ſie gerade in einem Todtentanze zu Boden geſtürzt, als möchten ſie jetzt noch forttanzen und die Affen des Lebens machen, haben mitunter etwas Schauerliches, zuweilen etwas ſchauerlich Komiſches, was den roheren Soldaten wohl auch zu rohen Scherzen Anlaß gibt. Aber der Tod in bunter Tracht, in Montur und Uniform, nimmt ſich doch ſelbſt nur

wie eine Maskerade aus und es iſt Einem, als ob es damit noch kein rechter Ernſt ſei. Sollte ich jetzt allein im Zimmer bei einer Leiche eine Nacht durchwachen, ich weiß nicht, ob bei aller philoſophiſchen Selbſtüberredungskunſt — dies und nur dies iſt die Philoſophie öfter als ſie meint — meine Nerven es ertrügen. Im offenen Felde und unter Kameraden war es mir aber, als könnte ich eine ſolche Leiche en costume zum Kopfkiſſen nehmen und in aller Ruhe ſchlafen. Das kommt nicht blos von der häufigeren Anſchauung des Todes im Kriege; es kommt noch weit mehr von der Macht der Geſellſchaft, von der Aſſociation, die im wetteifernden Kampfe und Trotze dem gemeinſamen Willen Das unterwirft, vor dem der Vereinzelte in ſeiner Ohnmacht ſich beugt; die auch jene Nervenſchauer leicht überwindet, welcher ſich der einſam und verlaſſen Stehende kaum zu erwehren vermag. Uebrigens iſt's dumm genug, daß uns unſere Erziehung nicht von frühe an zum öfteren Anblick des Todes verhilft; daß

uns das Gewiſſeſte und das Nothwendigſte meiſt als Myſterium verborgen und verhüllt wird.

Die Schlacht war leider gewonnen, troß jenen rückwärts laufenden Vorläufern der künftigen deutſchen Freiheit. Wir gedachten nun die Straße nach Berlin einzuſchlagen. Aber der folgenſchwere Gedanke eines Scharnhorſt hatte noch den Rückzug des verbündeten Heeres nach Schleſien hin durchgeſetzt. Zwar waren ſolche Rückzüge ſeitwärts ſchon in manchem Lehr- und Handbuche der Strategie beſtens empfohlen. Aber das ſchmälert nicht das Verdienſt der Ausführung zur rechten Zeit und in der rechten Weiſe. Das Heer der Verbündeten war geſchlagen, aber nicht in die Flucht geſchlagen; es war noch ſtark genug, um ſich die ganze franzöſiſche Armee in einer neuen Operationslinie nachzuziehen. So blieb die Hauptſtadt und — bis auf einen kleinen Theil Schleſiens — alle Provinzen des preußiſchen Staats vom Feinde unbeſetzt; es blieben alſo auch alle Hilfsmittel für die materielle und moraliſche Ver-

ſtärkung des Heeres zur Verfügung und zugleich kam Oeſterreich, mit ſeinen Truppenmaſſen im Böhmerlande, in eine nahe Stellung zum Kriegs-ſchauplatze, der ihm eine entſcheidende Theilnahme ſichern mußte. Der Rückzug von Lützen hat den Sieg von Leipzig entſchieden.

Bei der Schlacht von Bautzen — in einer angenehmen hügelichten Gegend, zwiſchen den Ausläufern der Böhmerberge — hatten wir von Höhen herab das Zuſehen: nur wenige Kanonen-kugeln ſauſten unſchädlich über uns her. Zwar hat noch Niemand eine Schlacht geſehen; aber jetzt — von unſerer Vogelperſpektive herab — ſahen wir doch ein anſehnliches Stück davon; ganz anders wie auf der Ebene bei Lützen, wo wir ſelbſt mitmachen mußten. Wir waren gleich-ſam auf den hiſtoriſchen Standpunkt zur ruhigen Betrachtung deſſen geſtellt, was da vorging. Die-ſes Gewitter von Blitz und Donner unter uns, die bewegten Menſchenmaſſen, die aufziehenden Rauchwolken, die hochaufſchlagenden Flammen der

vielen brennenden Dörfer — es war ein ſeltenes großartiges Bild.

Der Waffenſtillſtand wurde geſchloſſen. Wir cantonirten einige Tage in einem Dorfe, Groß-kriechen, und bezogen dann das Lager bei Lüben in Schleſien, etliche Stunden von der Oder, auf der großen Straße von Breslau nach Berlin. Ich ſchalte hier einige wörtliche Auszüge aus Briefen ein, die ich damals nach Hauſe ſchrieb. Sie ſchildern nicht blos meine, ſondern auch vieler Anderen Stimmung, und geben zugleich Zeugniß von den tauſenderlei falſchen und wahren Gerüchten und Nachrichten, die ſich bei uns, die wir mitten in den Ereigniſſen zu ſtehen meinten, auf ſeltſame Weiſe durchkreuzten.

Großkriechen, den 21. und 22. Juni 1813.

„Wir leben hier, nach dem rauſchenden Gewühle des Kriegs, in guter ländlicher Ruhe;

trinken Milch, eſſen Eier, Reißbrei u. dgl., ſchlafen und träumen. Was ſoll man anders anfangen? Lachen kann ich nicht; weinen mag ich nicht; über Ernſthaftes nachdenken, geht nicht; mit ordinären Dingen mich beſchäftigen, geht auch nicht, weil ich das Extraordinäre gewöhnt bin: da muß ein Mittelweg geſucht werden, der heißt — träumen. Was gibt's Neues bei Euch? Was wird politiſirt? Hier ſprach man heute wieder davon, daß die Feindſeligkeiten angehen ſollten.. Wäre ich nur endlich aus der verfluchten Unruhe über Krieg und Frieden. Entweder vorwärts denn, oder rückwärts — nur nicht auf der Stelle! Ich ärgere mich. Lebt wohl!"

. . . . „Es hat noch gar keinen Anſchein, daß wir ſobald die Kantonirung verlaſſen werden. So viel wir hier in unſerer politiſchen Dunkelheit vermuthen können, ſieht es jetzt ziemlich kriegeriſch aus. Man ſagt, die Türken ſeien in Italien u. ſ. w. Ich möchte gern wieder einmal eine Zeitung leſen. Wir leben hier in den Tag

hinein. Denn ob wir gleich ſelbſt im großen Schauſpiel ein wenig mitſpielen, ſo iſt doch Alles, was man erfährt, nur unverbürgtes Gerücht, hundert Mal gibt es hier Krieg, und hundert Mal Frieden!… So eben hört man eine Kanonade in der Gegend von Glogau. Ob der Friede geſchloſſen iſt, oder gar die Feindſeligkeiten begonnen haben? Oder — noch Eins — ob exercirt wird? Und das letzte wird's auch wohl ſein."

Lager bei Lüben, 9. und 22. Juli.

…„Viel kann ich Euch nicht ſchreiben. Ich bin geſund; wohne in einer ſchönen Baracke, mit einem Hund, einem Hahn, einer Henne und einem Doctor (d. h. einem Militärarzte)…

…Meine Henne will keine Eier mehr legen, und alſo wird ſie nächſtens ein Raub des Todes

werden. Auch in der politiſchen Haushaltung ſcheint es auf Tod abgeſehen zu ſein. Vor einigen Tagen kam hier die Ordre an, daß wir uns marſchfertig halten ſollen. Ob nun gleich daraus nichts auf Krieg und Frieden zu ſchließen iſt, ſondern dies blos eine Vorſichtsmaßregel gegen einzelne ſtreifende und nicht gehörig inſtruirte Corps ſcheint, ſo deuten doch andere Symptome dahin. In Italien zieht ſich, in Verbindung mit den Baiern eine ſtarke Armee zuſammen, um Tyrol und Italien zu ſchützen. Die öſtreichiſche Hauptarmee ſteht übrigens in Böhmen, und da ſteht ſie wohl auch am rechten Platze. Ich fange nun an unter dieſen Umſtänden den Frieden für ein Unglück zu halten, denn eine ſchöne Morgenröthe der Freyheit dämmert *). Unſere Armee, ohne Caval=

---

*) Leider dämmert ſie noch. Du ſiehſt indeß aus Obigem, daß damals noch die „deutſche Freiheit" mit einem Ypſilon geſchrieben wurde. Alſo doch ein Fortſchritt!

lerie (ſoll heißen: ohne verhältnißmäßig zahlreiche Cavallerie), in einem ausgehungerten Lande; ihr gegenüber die an Anzahl weit ſtärkeren Ruſſen und Preußen, die noch durch die Oeſtreicher von Gallizien her ſich verſtärken werden; in der Flanke 150,000 Mann, und das ſind — Oeſtreicher (!) *); im Rücken ruſſiſche und preußiſche Corps; Italien von den Türken (ſchon wieder die Türken!) und Oeſtreichern, das ſüdliche Frankreich von den Spaniern bedroht; im Norden Deutſchlands Engländer und Bernadotte mit ſeinen Schweden, und die Deutſchen wieder Deutſche — wenn jetzt Frankreich gerettet werden ſoll, ſo kann es doch wohl nur durch ein hundert Mal größeres Wunder geſchehen, als eine Schlacht bei Lützen war."

---

*) Auf die „Oeſtreicher" ſetzte ich damals noch ein beſonders kindliches Vertrauen. Unſere Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt waren immer „gut kaiſerlich." Das mochte wohl nachwirken in meiner Vorſtellungsweiſe.

Wir waren darauf aufmerkſam gemacht, die Briefe, die wir aus dem Felde ſchrieben, mit gehöriger Vorſicht abzufaſſen, da ſie leicht in unrechte Hände fallen, und zur Erkenntniß des in der Armee herrſchenden Geiſtes erbrochen und perluſtrirt werden könnten. Du ſiehſt indeß ſchon aus Obigem, daß ich dieſe Vorſicht in meiner deutſchthümlichen Gemüthlichkeit nicht ſehr weit getrieben habe.

Die ganze Heerde derſelben Leute, die von Lützen aus einen Abſtecher in die Heimath gemacht hatte, wurde uns wieder in's Lager bei Lüben zugetrieben, damit ſie gleichfalls Theil nähme an der unfreiwilligen Ehre des weiteren Kampfes. Hätten dieſe freien Deutſchen unter deutſchem ſtatt franzöſiſchem Oberbefehl geſtanden, ſo wären ſie wahrſcheinlich mit Spießruthen und Gaſſenlaufen empfangen worden. „Der Freiheit eine Gaſſe!“ rief einſt Winkelried. Auch die deutſche Freiheit hat ihre Gaſſen; aber leider ſind es Sackgaſſen hinten und vorn, und wenigſtens iſt ſie

noch nirgends durchgebrochen, ſondern ſie läßt ſich immer wieder ſo weit rückwärts als vorwärts führen, um immer wieder die Ruthe zu bekommen. Unter franzöſiſchem Commando kamen aber die zurückgebrachten Flüchtlinge mit bloßen Ehrenſtrafen weg. Sie mußten die Montur umkehren und die Feldmützen umgekehrt aufſetzen; dann gab man ihnen Strohwiſche ſtatt der Waffen in die Hand und in dieſem betrübten Aufzuge wurden ſie dem Hohn und Spott ihrer Kameraden preisgegeben. Das war ein moraliſches Spießruthenlaufen, das aber ſeine volle Wirkung that, wenigſtens ließen ſich ſpäter die guten Leute bei Leipzig gerade ſo kaltblütig todtſchießen, als die Andern auch.

Von meinem beſonders deutſchen Standpunkte aus, hätte ich eigentlich dieſe Flüchtlinge nur bedauern ſollen. Aber ich nahm Theil an ihrer Beſtrafung mit vollem Ernſt und Eifer. Woher nun dieſer ſcheinbare Widerſpruch in mir ſelbſt, in dem ſich freilich nur die Zerriſſenheit

des deutſchen Volks offenbarte? Er kam von jenem unbeſtimmten und doch ſo ſpecifiſchen Etwas, genannt „militäriſches Ehrgefühl,“ das zum point d'honneur, zu einer Spitze ausgeſchliffen wird, die in der einen oder anderen Hand bald dem Tyrannen zum mörderiſchen Dolche, bald dem Kämpfer für die Freiheit zur Waffe dient; von jenem esprit de corps, der unter der Leitung des höheren Geiſtes einer freien und gebildeten Nation, wohl Großes verrichten mag, der aber noch eben ſo oft als Hofbediente ſich engagiren läßt und als fürſtlicher Hauskobold mit mancherlei Spuck den Leuten die Köpfe verrückt. Freilich, wenn jene Flüchtlinge von Lützen nicht blos den Hinweg für den Herweg gemacht, wenn ihre Flucht die ganze Armee fortgeriſſen und ſchon damals das Schickſal des Kriegs entſchieden hätte, wie es ſpäter bei Leipzig entſchieden wurde — dann hätte man dieſe Flucht gern entſchuldigt und von einer Ehrenſtrafe wäre kaum die Rede geweſen. So iſt's mit der Vertheilung von Ehre

und Schande, und wie wir uns anſtellen, was auch in Proſa und Verſen dagegen gephraſet werde — wir richten doch immer mit nach dem Erfolge. Auch iſt dies ganz in der Ordnung, wenn es wie alles Sonſtige cum grano salis geſchieht. Hat doch das Leben das Recht, ſich nach ſich ſelbſt zu beurtheilen, und bleibt es doch die ſtets ſich erneuernde Aufgabe für den Menſchengeiſt, daß er ſich im Voraus des Erfolgs zu verſichern ſuche.

Das Lagerleben hatten Alle ſo ziemlich ſatt und was auch kommen mochte, wir waren wenigſtens herzlich froh, als der Waffenſtillſtand, das langweilige Mitteelding zwiſchen Krieg und Frieden, ein Ende nahm. Hier noch einige Briefſtellen aus der zweiten Periode des Feldzugs:

Bivouack bei Görlitz, Klick (?) und Mneswicz (?) bei Bautzen, 1. 2. und 4. September.

Seit unſerm Marſch aus dem Lager den 15. Auguſt ſind wir in keiner Affaire geweſen, haben

aber mehr Strapazen ertragen, als den ganzen Feldzug — Märſche von 10—14 Stunden im fürchterlichſten Wetter. Die Oeſtreicher ſind bei Dresden zwar geſchlagen worden, aber ſie ſind alſo gegen uns *) ...

„Wir fahren fort uns zurückzuziehen. Die Koſacken escortiren uns; ſie haben ſchon viele Gefangene gemacht. Wahrſcheinlich gehen wir über die Elbe zurück, um hier die Defenſive zu ergreifen, während Napoleon, gegen Oeſtreich offenſiv verfährt... Ich hole einen kurzen Bericht über unſere Erlebniſſe nach. Nachdem wir das Lager verlaſſen, marſchirten wir zurück bis in die Gegend von Hainau, den andern Tag weiter bis etliche Stunden von Bunzlau, wo wir beinahe — aber immer nur beinahe — in das Gefecht gekommen wären, das die Diviſion Albert, glaube ich, dem Sacken'-

*) Wir Figuren auf dem Schachbrette, mit denen hin und her gezogen wurde, merkten dies erſt damals.

ſchen Corps lieferte. Dieſes mußte ſich zurück-ziehen. Den andern Tag zogen wir nach Bunz-lau, dann weiter zurück. Aber auf plötzlichen Befehl rückten wir wieder vorwärts und das Treffen in und bei Bunzlau fiel vor. Unſer Bataillon mußte die Straßen beſetzt halten. Gra-naten und Kanonenkugeln ſchlugen in die Stadt; die Steine praſſelten herab, aber Niemand wurde verwundet. Nun zogen wir weiter vorwärts nach Hainau, Liegnitz; dann plötzlich in einem Marſch wieder zurück nach Bunzlau. Das war unſer ſtärkſter, aber noch nicht einmal unſer be-ſchwerlichſter Marſch. Doch ſtürzten Viele er-ſchöpft nieder und Mancher fiel in die Hände der Koſacken. Den andern Tag mußten wir, zu un-ſerem größten Aerger, nachdem wir kaum eine Stunde geſchlafen, wieder vorwärts über Hainau und halbwegs Liegnitz. Jetzt trat anhaltendes Regenwetter ein. Schon früher war die Caval-lerie des Sebaſtiani bei Liegnitz überfallen, faſt vernichtet und viele Kanonen verloren worden.

Nun kam's zur Schlacht bei Goldberg (an der Katzbach) und Löwenberg. Die Preußen und Ruſſen überfielen das fünfte Armeecorps; die Franzoſen formirten Carré's, aber faſt alle Gewehre verſagten, die Reiterei durchbrach die Carré's, die Franzoſen verloren viele Kanonen, Gefangene und faſt die ganze Bagage. Nun zog ſich die ganze franzöſiſche Armee zurück. Wir mußten im fortwährenden Regen nach Hainau, Bunzlau; dann weiter über Lauban, Görlitz, Reichenbach, Weiſſenberg und kamen vorgeſtern nach Klick, zwei Stunden von Bautzen. Geſtern wurde unſer Bataillon von drei Schwadronen preußiſcher Huſaren und von Koſacken umringt, und im Namen des Generals Blücher und Prinzen Ferdinand von Heſſen ſich zu ergeben aufgefordert. Allein wir lagen in einem geſchloſſenen Hofe, worin uns keine Cavallerie was anhaben konnte. Einige Schüſſe wurden gewechſelt und die Preußen zogen wieder ab. Geſtern fiel auch bei Hochkirch, demſelben wo Friedrich überfallen wurde,

drei Stunden von Bautzen ein Treffen vor. Anfangs mußten die Franzoſen retiriren, als der Kaiſer mit der Garde ankam, worauf ſich Preußen und Ruſſen zurückzogen. Dieſe Nacht kamen viel Truppen durch Bautzen und man vermuthete eine Schlacht. Aber es hat keinen Anſchein dazu. Die Preußen und Ruſſen mögen ſich weiter nach der böhmiſchen Grenze zurückgezogen haben und ſcheinen einem Treffen ausweichen zu wollen. Das iſt weiſe, denn in einer Feldſchlacht, vorzüglich wo der Kaiſer in Perſon commandirt, werden ſie noch nicht ſiegen, obgleich die Schlachten jetzt ſchon wankender werden. Uebrigens ſcheinen ſie mit der Zeit zu lernen, wie man gegen einen Napoleon Krieg führen muß; ſie machen ſehr viele Gefangene durch einzelne Ueberfälle und Gefechte; die Koſacken machen ſich wieder furchtbar; bei Tabor wurde neulich wieder ein Artilleriepark überfallen, die Mannſchaft zuſammengehauen. Marſchall Vandamme, der ſich in den böhmiſchen Bergen in einen Keſſel gelagert, ſoll

von den Oeſtreichern, Ruſſen und Preußen eingeſchloſſen und mit ſeinem ganzen Corps, 20,000 Mann, gefangen ſein. Die Oeſtreicher ſollen bei Erfurt ſtehen... Fahrt ja fort, mir über die Kriege in Spanien und im Norden von Deutſchland zu ſchreiben; wir erfahren hier ſonſt gar nichts..."

Bautzen, 7. und 9. September.

Hier ſitze ich in guter Ruhe in einer Mühle und ſehe dem böſen Regenwetter zu. Uns geht es immer noch gut, wenigſtens beſſer wie anderen Diviſionen. Aber es werden noch andere Tage kommen: wir haben die beſte Ausſicht auf alle möglichen Strapazen. Hält dieſes Regenwetter lange an, und es hat den Anſchein dazu, ſo wird damit ein guter Anfang gemacht. Das iſt wahres

Ruſſenwetter: der vorige Regen hat uns aus Schleſien weggeſchwemmt; der jetzige transportirt uns wahrſcheinlich noch weiter. Die Franzoſen waren nach dem Treffen bei Hochkirch bis in die Gegend von Görlitz vorgerückt, jetzt ziehen ſie ſich aber zurück. Der Kaiſer mit der Garde iſt wieder in Dresden, ſo wie der König von Neapel. Vorgeſtern war wieder eine ſehr heftige Kanonade bei Dresden; man weiß aber noch nichts Näheres. Die Oeſtreicher ſollen eine ungeheure Macht auf den Beinen haben, 500,000 Mann (!) nach nicht übertriebenen Nachrichten. Wir liegen indeß hier ganz ruhig, gehen nicht vor und nicht rückwärts. Faſt ringsum ſind wir von feindlichen Heeren umgeben. Es iſt ein merkwürdiger Krieg; er wird doch endlich unſerm armen Deutſchland Entſcheidung bringen. Was denkt und ſprecht Ihr zu Hauſe? Regen ſich die alten Hoffnungen wieder? Die Tage der Ruhe, die wir jetzt haben und die mir ſonſt ſo willkommen geweſen wären, werden mir jetzt unerträglich; wenn doch lieber

Schlacht auf Schlacht folgte, bis ſich der Wirrwarr gelöſt hätte....

...Wir liegen für heute (9. Sept.) immer noch ruhig in Bautzen, während an der Elbe, in der Gegend von Dresden, faſt alle Tage blutige nichts entſcheidende Gefechte vorfallen. Hier erwartet man heute wieder den Kaiſer; die Oeſtreicher ſollen in Zittau eingerückt ſein. Der Krieg ſcheint mit Vernichtung einer der kriegführenden Parteien endigen zu müſſen; und man hat viel Urſache zu hoffen, daß dieſes Loos die unſrige treffen werde. Wir fahren hier in einem Lande herum, das beinahe ausgehungert iſt; der Winter iſt vor der Thüre, was ein Gewicht mehr in der Wagſchale der Gegner iſt...

...Man hat mir gerathen, nicht ſo oft zu ſchreiben, weil ich ſo auf dem Wege ſei das Heimweh zu bekommen. Aber ich ſchreibe doch, weil ich weiß, wie angenehm mir Eure Briefe ſind. Und vor der allzu großen Sehnſucht nach Euch bewahrt mich überdies die ungeheure Be-

gierde, den Ausgang dieſes Kriegs zu ſehen; aber freilich, ſollte er ſich in die Länge ziehen und unentſchieden fortdauern, ſo wird es mir ſchwer werden, dieſe Abweſenheit zu ertragen...

...Ihr habt mich in Eurem letzten Briefe an Lützen und meine Gefühle auf dem Schlachtfelde erinnert. Ich ſah die Pappeln, wo Guſtav Adolph fiel; ſtand ſelbſt im Kampfe auf dem Felde, wo die Gerechtigkeit einſt ſiegte; hoffte, daß ſie zum zweiten Male ſiegen werde — aber ſie hatte keinen Guſtav zum Verfechter. Doch vielleicht will jetzt das Schickſal wieder gut machen, was es bei Lützen verſchuldete. Trotz der Schlacht bei Dresden könnt Ihr den S....... recht herzlich grüßen... *).

---

*) Dieſer Gruß bedeutet, nach einer noch vor dem Feldzuge getroffenen Verabredung, daß es mit den Franzoſen ſchlecht, alſo mit der „guten Sache“ gut ſtehe.

Bivouack bei Stolpen, 19. September.

„Hier ſitze ich in meiner Strohhütte und ſchreibe auf dem Tzako meines Bedienten in Ruhe einen Brief an Euch, während vielleicht eine halbe Stunde von hier eine ſtarke Kanonade iſt. Seit ſechs Tagen treiben wir uns in hieſiger Gegend umher und behaupten dieſe Poſition. Wie lange wir dies noch im Stande ſind, weiß der Himmel. Viel zu eſſen gibt's nicht mehr: einige Kartoffeln, etwas Kommisteich, zähes Kuhfleiſch, rohe Rüben — das iſt Alles. Einige Angriffe der Ruſſen und Preußen ſind zurückgeſchlagen. Dagegen wurde Marſchall Ney von Bernadotte geſchlagen. Doch ſpricht man auch wieder von neuen Verſtärkungen, die uns zukommen ſollen; und ſogar davon, daß der Vicekönig in Wien ſei. Ich weiß nicht mehr, was ich hoffen und fürchten, glauben und nicht glauben ſoll. Täglich fallen Gefechte vor, aber immer nichts Entſcheidendes; immer will es ſich nicht aufklären, was aus uns

und unſerm Vaterlande werden ſoll. Unſere Diviſion iſt indeſſen immer noch in keinem Feuer geweſen; und gerade Das iſt auch ſo langweilig, ſo unerträglich. So iſt mein geiſtiger Zuſtand; der leibliche iſt nicht beſſer. Es iſt ewiges Regenwetter, bei dem wir in unſern Strohhüttchen liegen müſſen, die uns doch nicht viel ſchützen ꝛc. Aber das Alles wäre mir ſo leicht zu ertragen, wenn ich für die Sache fühlte, der ich dienen muß... Ich habe kein Geld und wer noch hat (das ſind gar Wenige) mag in jetziger Zeit nicht borgen. Auch Das iſt ein ſchlimmer Umſtand. Das letzte Paar Stiefel, das noch [praktikabel, fängt an luſtig zu werden; meine Pantalons ſind ſchon längſt nicht mehr zu tragen. Ich möchte mir gern einen Teppich kaufen; denn wie nothwendig er in den jetzigen kalten Nächten iſt und in den folgenden kälteren ſein wird, habe ich heute Nacht erfahren, wo ich mit naſſen Füßen, trotz dem Strohdach von oben geſegnet, blos im Uniförmchen und Ueberröckchen, denn der Mantel

war durch und durch naß, auf naſſem Stroh klappern mußte... Für heute ſind, wie ich eben höre, die Ruſſen und Preußen geſchlagen. Lebt wohl und grüßt!..."

Die franzöſiſche Armee ward theils von den feindlichen Heeresmaſſen, theils von einzelnen Streifcorps immer dichter umzogen. Briefe gelangten nur noch wenige in die Heimath und bald ließen auch die Ereigniſſe keine Zeit mehr zum Schreiben. In einem dieſer Briefe äußerte ſich meine deutſchthümliche Stimmung im pathetiſchen Ausrufe, daß ich die erſten Koſacken, die am Rheine erſchienen, als Befreier, als Heilige umarmen möchte. Saubere Heilige! Und doch war es ächt deutſch, daß es nicht etwa preußiſche Freiwillige waren, ſondern daß es Ruſſen, daß es Koſacken ſein mußten, die bereits im Geiſte embraſſirt wurden. In einem anderen Schreiben drückte ſich die Ahnung beſtimmter aus, daß gerade in der Gegend von Leipzig die Geſchicke Deutſchlands würden entſchieden werden. Aber Das war

keine militäriſche Combination. Wußten ja wir ſelbſt es nicht, wohin wir noch gewürfelt würden; und hatten ja die Operationen wenigſtens kurze Zeit das Anſehen, als ob ſich der Krieg noch in das nordweſtliche Deutſchland hinüberſpielen könne. Es war nur die zur Vorſtellung gewordene kindliche Hoffnung, daß ſich auf demſelben Felde die Dinge zum Guten wenden würden, wo ſie ſich am 2. Mai zum Schlimmen gewendet hatten.

In dieſer Hoffnung war ich ſchon durch die Erzählungen einiger italieniſchen Offiziere beſtärkt worden, welche die Gefechte an der Katzbach und am Bober mitgemacht hatten und mit denen wir nicht lange nachher in demſelben Quartier zuſammenkamen. Auf meine Frage an den Einen, welche Straße wir nach ſeiner Meinung jetzt wohl einſchlagen würden? antwortete er friſchweg: „La route à Paris.“ Er ſah alſo noch über Leipzig hinaus. Dieſelben Offiziere ſprachen mit größter Anerkennung von der Tapferkeit der Preußen, zumal der preußiſchen Freiwilligen; und auch ihnen

hörte man es wohl an, daß ſie kein beſonderes Gefallen mehr an der franzöſiſchen Sache hatten. Dies that meinem deutſchen Herzen wohl; aber doch blieben in meiner Fantaſie die fremdartigen Koſacken mit ihren langen Bärten und Spießen eine Zeitlang viel romantiſchere Geſtalten, als die bloßen Deutſchen und Preußen.

Noch gedenke ich, aus jenen Kreuz= und Quer=zügen jenſeits der Elbe, eines Nachtmarſches auf ſandigem Wege durch einen Fichtenwald. Vom Mangel und den vorhergehenden Märſchen er=ſchöpft, blieb bald der eine bald der andere un=ſerer geplagten Soldaten ſchlafend ſtehen, bis die folgenden auf ihn anprallten und ihn weiter ſcho=ben oder auch dadurch wieder ermunterten, daß ſie ihn erſt über den Haufen warfen. Das gibt ſeltſame Situationen, wenn der ganze esprit de corps ſchläfrig und ſchlaftrunken geworden iſt. Mir ſelbſt, der ich unſeren periſtaltiſch ſich fort=bewegenden Darmſtädtern zur Seite ging, begeg=nete es, daß ich recht eigentlich im Gehen ein=

ſchlief. Während ſich mechaniſch-langſam ein Bein vor das andere ſtellte, fielen mir die Augen zu und ich träumte von wunderſchönen Gegenden, bis ich mit dem Kopfe an einen Baum ſtoßend halb aufwachte, um abermals fortzuträumen und mir abermals an der harten Schaale der ſchlechten Wirklichkeit den Kopf anzurennen. Iſt dies nicht der wahre deutſche Fortſchritt? Und — Notabene — dieſer Fortſchritt führte uns damals — rückwärts. — — —

Du haſt ja in Deinem letzten Briefe zwiſchen Mann, Frau, Magd und Kuh, zwiſchen Menſchen, Vieh und Regierung, einen äußerſt zuſammengeſetzten und doch ſehr innigen Cauſalnexus entdeckt! Aber das iſt noch eine Kleinigkeit gegen einen viel complicirteren hypothetiſchen Schluß, den ich einmal aus dem Munde eines Soldaten und tiefſinnigen Denkers hörte. Ich ſetze ihn Dir hier in ordinärem Deutſch hin; Du magſt ihn in darmſtädter Mundart überſetzen, wo er ſich noch weit beſſer ausnimmt. Er lautete: „Wenn alle

Berge ein Berg wären; und alle Bäume ein Baum; und alle Aexte eine Axt; und alle Männer ein Mann: und der große Mann ſtände auf dem großen Berge, und nähme die große Axt und hiebe den großen Baum ab — was müßte das für einen Plump thun.“ War nicht dieſer Soldat ein höchſt combinatoriſcher Kopf, ein unentdeckt gebliebenes Feldherrngenie? Das ſei Du auch in Deinen weiteren Planen. Bis jetzt haſt Du Dich brav gehalten.

VII.

Mein theurer Kämpfer, der ſchon eine Klinge gebrochen, ehe das Treffen begonnen hat, wähnt dennoch mit ſeiner Waffenrüſtung auszureichen? Ich dagegen ſinne darauf, Dir aus meinem Zeughauſe eine neue Sendung von Klingen und Feilen zu liefern, damit Du mit mehr Beruhigung Deine Probenächte beſtehen kannſt. Aber „viel Lärm um Nichts“ aufzuführen, könnte leicht zum Schlimmen führen. Stelle lieber Deine Proben ein, bis ich Dir einige Teppiche und Pelze geſchickt

habe, was in dieſer Jahreszeit ganz zeitgemäß iſt. Verhängſt Du damit nächtlicherweiſe von innen und auſſen Dein Gitterfenſter, ſo wird durch dieſe ſchützenden Drapperien der Schall gedämpft und Du kannſt zwiſchen ihnen, vielleicht ſogar beim Lampenſchein ungeſehen und ungehört agiren. Haſt Du auch ſchon daran gedacht, wie die durch Deine Arbeit entſtehenden Ritzen und Einſchnitte an den Eiſenſtangen unſichtbar zu machen ſind? Wie am beſten der äußere Schein zu wahren iſt, auf den es leider ſo häufig in der Welt, und ganz beſonders bei unſerm Unternehmen ankommt? Oder haben die den Dienſt bei Dir verſehenden Invaliden, oder Halbinvaliden in ihrem Dienſte für das Vaterland ſo oft dem Tod in's Auge geſehen, daß ihre Augen nicht mehr ſcharf genug ſind, Deine Freiheitsverſuche zu entdecken? Sind ſie darin ungleich jenen Wächtern, welche die deutſche Freiheit gefangen halten, und das leiſeſte Attentat auf ihre Befreiung durch die ſtärkſten Vergrößerungsgläſer erblicken?

Während der paſſiven Heldenthaten meines ſechszehnjährigen Kriegers, hörte ich, zu jener Zeit ein kleines Schulmädchen, viel reden von Dem, was ſich diesmal nicht hinten in der Türkei, ſondern im Herzen Deutſchlands zutrug. Bei meinen Eltern, die ſehr patriotiſch geſinnt waren — wer war es auſſer einigen blinden Napoleonsanbetern damals nicht? — verſammelten ſich jeden Abend einige Hausfreunde, die Kriegsneuigkeiten brachten und ihre Anſichten darüber austauſchten. Aber dies konnte in der Seele eines Kindes und wenn es noch ſo aufmerkſam zuhörte, nicht haften und nicht zu einer deutlichen Vorſtellung der Begebenheiten werden. Nur das Selbſterſchaute vermag ſich in früher Jugend einzuprägen und ſo bleiben mir aus jenen Zeiten nur zwei Dinge unvergeßlich: eine Abtheilung gefangener Franzoſen, die einige Zeit in Darmſtadt blieben; und der Einzug der erſten Koſacken. Jene langen Züge blaſſer trauriger Geſtalten, theils zu Fuß, theils zu Wagen erregten, wenn auch als Feinde Deutſchlands und

als Unterthanen des „Tyrannen Napoleon" verhaßt, doch das tiefſte Mitleid. Sogleich wurde ihnen nach dem Exercirhauſe, worin ſie untergebracht waren, Speiſen, Kleider und Wäſche gebracht. Da trug auch ich mein Bündelchen hin und überreichte es ſtumm, denn kein Kind ließ man in jener Zeit franzöſiſch lernen. Wollte man doch in der ſ. g. deutſchthümlichen Periode auch darin ſeinen Patriotismus zeigen, daß in unſerer und anderen Familien ſogar auf jedes ausgeſprochene franzöſiſche Wort eine kleine Geldſtrafe geſetzt war.

Welch Gegenſtück bildeten zu jenen armen Gefangenen, unter denen bald der Typhus ausbrach und die dann nur mit größter Vorſicht gepflegt und unterſtützt werden konnten — die einziehenden Sieger, die erſten doniſchen Koſacken mit ihrem fremdartigen ſchönen Koſtüm, ihren kräftigen Geſtalten auf den kleinen Pferdchen, mit ihren Lanzen und bärtigen Geſichtern, die man überdieß noch in der Glorie der Erlöſer vom franzöſiſchen

Joche erblickte! Manche weibliche Hand ſetzte ſich damals in Bewegung, um die Koſacken ſelbſt in Stickereien zu verherrlichen. Auch ich brachte mit meiner geringen Kunſtfertigkeit einen zu Stande, dem ich eine violette Jacke und rothe Mütze anſtickte, auſſer dem langen Spieße auch eine Knute in die Hand gab; den ich aber trotz der Knute für einen Befreier paſſiren ließ und in dieſer Eigenſchaft mit Roſen und anderem Blumenwerk einfaßte. —

Keine zwanzig Jahre dauerte es, und Franzoſen und Koſacken hatten die Rollen getauſcht. Den erſteren, die beſonders durch die Julirevolution die lebhafteſten Sympathien erregten, hatte man endlich Gerechtigkeit widerfahren laſſen und die letzteren waren zum Sinnbild der Rohheit, des Druckes und der dumpfen Knechtſchaft geworden. Doch wurde der Ruſſenenthuſiasmus ſchon in den Jahren 1813 und 1814 gedämpft. Als jenen Koſacken die ruſſiſche Infanterie folgte und die Baſchkiren und Kalmücken mit ihrem wenig idealen Aeuſſern,

ihren ſtüpiden Geſichtern, ihren unreinlichen umgedrehten Pelzröcken; als ſie einquartirt wurden und es bald Betrunkene genug unter ihnen gab, Mißhandelte, die ſich von ihren brutalen Offizieren Alles gefallen ließen; da fiel der Nimbus und man wandte ſich mit ſeiner Begeiſterung dem eigenen Volke zu. Namentlich waren es die preußiſchen Freiwilligen, die ſich der zarten Aufmerkſamkeit des weiblichen Geſchlechts zu erfreuen hatten. Waren ſie zwar bis jetzt noch nicht für das Vaterland geſtorben, ſo hätten ſie doch, wie ſo viele ihrer Gefährten dafür ſterben können. Auch war der Krieg noch nicht beendet; mancher konnte noch den Tod auf dem Schlachtfelde finden. In dieſen Gedanken liegt nun einmal, beſonders für die Frauen, etwas ſehr Romantiſches. Haben es doch die Weichgearteten unter ihnen in der Art, daß ſie in der Jugend ohne Weiteres um gar nichts ſterben könnten. Steckt dahinter vielleicht etwas weibliche Neugierde, weil aus dem Tod ein Myſterium gemacht wird?

Es nimmt mich indeß Wunder, daß doch im Ganzen die Menſchen an das einzige in der Welt, worauf mit Gewißheit zu zählen iſt, an das Ende ihrer Tage am wenigſten denken, oder daß ſie es weit hinaus ſchieben und darum recht in den Tag hinein leben. Beſonders aber mögen wohl Diejenigen, die ſich den Glauben an eine Fortdauer ausgeredet haben, am wenigſten an den Tod denken. Denn ſonſt, ſollte man meinen, müßten ſie mit größter Raſtloſigkeit und Eile zu leben, zu wirken und überhaupt an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten ſuchen, da ſie nicht wie Andere die ganze Ewigkeit vor ſich haben. Aber davon iſt wenig zu merken. Indeſſen, wer weiß, ob es nicht Jedem, was das Fortleben betrifft nach Wunſch geht? Nur wer unſterblich ſein will, iſt es vielleicht.

Bei mir iſt es gewiß mehr als weibliche Neugierde, was mir den Gedanken ſchwer machen würde, vieles für den Fortſchritt und das Glück der Menſchen ſo Wichtige, deſſen Anfänge wir

erleben, nicht auch in ſeinem Fortgange, in ſeinen Erfolgen zu erkennen; ſo viel Aufgaben unerfüllt, ſo viel Räthſel ungelöſt zu ſehen, nur ein ſo kleines Weilchen Zuſchauer oder Mitſpieler in der Welt ſein zu dürfen, mit der wir doch auf tauſenderlei Weiſe ſo innig verwachſen ſind. Die Rolle des ewigen Juden ſcheint mir darum keineswegs ſo gräßlich, wie ſie die Phantaſie der Dichter darſtellt. Doch ich hoffe und will ja, daß uns dereinſt noch ein Blick nach der Erde gegönnt iſt.

Ach, für heute iſt mir ſchon wieder ein Blick in ein kriegsminiſterielles Reſcript vergönnt. Dein ſtatiſtiſcher Aufſatz kam mit dem Bedeuten zurück, daß ein Gefangener nichts, ſei es, was es ſei, könne drucken laſſen. Sollſt Du Dich, nach Entziehung Deiner Penſion, etwa freiwillig aufs Wollſpinnen verlegen, um Dich dafür honoriren zu laſſen? Nein, ich will ſpinnen lange, ſtarke Fäden und dann ein Seil daraus drehen, das Dich herausleitet aus dem Labyrinth dieſer Geſetze. Und dann — — Gute Nacht!

VIII.

Mit meinen Lobſprüchen auf Dein klüglich überlegtes Handeln habe ich wohl Deinen Ehrgeiz geweckt? Meine theure Caroline will es mir nun gar zu bequem machen und mir Alles vordenken, was ich ausführen ſoll. Bemühe Dich nicht allzu ſehr: in der Einſamkeit des Gefängniſſes fällt Einem eher zu viel als zu wenig ein; und man verſäumt öfter aus Ueberfluß als aus Mangel an Planen, was man zur rechten Zeit zu thun hat.

. So habe ich mir ſchon lange vorgenommen, zur möglichſten Dämpfung des Schalls die Eiſenſtangen mit naſſem wollenem Zeuge zu umwickeln; ſo wie zu gleichem Zwecke an der äußeren Seite des Gitters einen Teppich vorzuſpannen und an der inneren Seite ein Federkiſſen zu befeſtigen, um zwiſchen Teppich und Kiſſen zu arbeiten. Dabei habe ich in den Winternächten zugleich den Vortheil, daß ich mich gehörig warm halte. Auch läßt es der Teppich vor dem Fenſter nicht von außen erkennen, daß noch ſpät in der Nacht die Lampe brennt. Eine weiche eiſenfarbige Maſſe, um die Einſchnitte in den Eiſenſtangen zu verſtecken, habe ich mir ſchon erfunden. Darauf ſtreue ich etwas rothes Zahnpulver, was ſich wie Eiſenroſt ausnimmt. Kein Auge kann Das entdecken, nicht einmal das Auge des blinden militäriſchen Gehorſams.

Für einſtweilen fahre ich übrigens fort, Dir meine Geſchichte zu erzählen. Habe ich doch noch

lange Zeit, ſie zu Ende zu bringen. Fahre alſo auch Du fort, mir geduldig zuzuhören. — — —

Die Heeresmaſſen hatten ſich endlich in den Ebenen von Leipzig zuſammengedrängt, in jener weiten flachen Gegend, welche der erfreulich vorſchreitenden Ausdehnung des deutſchen Büchermarkts für einige Zeit noch Spielraum gewährt. Am 16. October hatten wir wieder, wie bei Bautzen, nicht viel mehr zu thun als zuzuſehen, ohne jedoch von der Schlacht ſelbſt viel zu überſehen. In der Nacht zeigten uns wohl die feindlichen Wachtfeuer, die uns im weiten Bogen umgaben, unſere mißliche Stellung; aber wir waren am 16. ein wenig vorgerückt und hatten noch keine Ahnung vom Ausgang der folgenden Tage. Der 17. verging ruhig; für uns wenigſtens. Die Nacht auf den 18. fing mit Rückzug an, aber wir gingen wieder vorwärts und nahmen Stellung für den ganzen Tag. Ein niedriger ſandiger Rain ſchützte etwas gegen die feindlichen Kanonenkugeln und Granaten, aber nicht viel. Es war

wohl das größte Kanonendonnerwetter, das bis jetzt gehört worden; und doch hat ſelbſt dieſes gewaltige Gewitter die ſchwüle Luft nicht reinigen können, die noch ſchwer auf Deutſchland laſtet. Von dem Hagel, der damit verbunden iſt, bekamen wir unſer gemeſſenes Theil. Dann und wann ſchlug's ein. Eine Rotte nebenan wurde von einer Kugel niedergeſchlagen. Die drei Mann, die es traf, hatten gerade geplaudert und gelacht: der Tod ließ plötzlich die lächelnden Züge gerinnen. Kann man es beſſer wünſchen? Uns zur Linken ſtand eine Gruppe hoher Pappeln. Zuweilen ſchlug eine Kugel in einen der Stämme und knickte ihn mit imponirender Leichtigkeit. Das war unſere Unterhaltung bis zur ſinkenden Nacht. Es gehört zu den eigenſten Aufgaben im Kriege, halbe Tage und länger auf einer Stelle zu ſtehen und wie die hölzernen Kegel nach ſich kegeln zu laſſen. Nur laſſen ſich die Kegel, die einmal umgefallen, nicht wieder aufſtellen: ſie werden bei Seite geworfen, die Lücken ſchließen ſich wieder.

Die ganze Nacht dauerte ſchon der Rückzug des franzöſiſchen Heers. Wir aber mußten in unſerer Stellung ausharren und wußten jetzt noch nicht ganz genau, daß wir geſchlagen, noch weniger wie wir geſchlagen waren. Wenigſtens mochte es Keiner dem Anderen laut geſtehen. Erſt am 19., gegen Morgen, fielen die Schuppen von den Augen. Wir hatten die Ehre unter den letzten zu ſein: vielleicht ſollten noch ſchließlich möglichſt viele Deutſche in die franzöſiſche Wirthſchaft geſchlachtet werden. Als wir am Thore von Leipzig ankamen, hatten es unſere getreuen Alliirten, zu ihrer größeren Sicherheit, uns ſchon vor der Naſe zugeſperrt. Bis es aufgeſprengt war mußten wir — wohl oder übel — uns immer dichter beſchießen laſſen und ſo gut es ging erwiedern. In der Stadt rannte es bunt durcheinander: die Auflöſung war vollſtändig. Es brauchte viel Anſtandsgefühl, viel Achtung vor ſich ſelbſt, denn vor Anderen hatte man ſich nicht mehr zu geniren, da ſie es ebenſo wenig thaten, um in kein unanſtändig eilfertiges

Laufen zu verfallen, wozu indeß das Gedränge und der von **allen** Seiten andringende Feind nicht einmal viel Raum ließ. Todt, verwundet, gefangen — war das Schickſal der großen Mehrheit der heſſiſchen Truppen. Ich aber gehörte zu den wenigen glücklichen Ausnahmen, welche ungefangen in die Heimath gelangten, ohne den überflüſſigen Umweg über Mark Brandenburg und Pommern, und ohne erſt durch preußiſche und koſackiſche Hände zu gehen. Da ich noch unter den Gegnern der deutſchen Freiheit ſtand, ſollte ich **meine** Freiheit nicht verlieren; dies begegnete mir erſt im umgekehrten Falle. Denn ſie iſt eine wunderlich gelaunte Schöne, dieſe deutſche Freiheit: ſie tritt ihre ehrfurchtsvollen Anbeter mit Füßen und buhlt nachträglich mit denen, die ihr rohe Gewalt angethan, die ſie entfreiheitet haben.

Auf der ordinären Straße war ſchon kein Ausgang mehr möglich. Am Ende der Stadt Leipzig, nach der heimathlichen Seite hin, hatte ich mit anderen Soldaten allerlei Farben und

Völker plötzlich eine Mauer vor der Naſe. Auf der inneren Seite war ſie nur niedrig, nach außen aber ging ſie tief hinab, ſo daß ſchon Anderen vor mir der Salto mortale mißglückt war, indem Mancher da unten mit gebrochenem Bein oder verſtauchtem Fuße lag, ſein weiteres Schickſal erwartend. Was war aber zu thun? Um mich möglichſt nach unten zu verlängern, hing ich mich mit den Händen an die Außenſeite der Mauer, ließ los und kam glücklich mit ungebrochenen Gliedern im Jenſeits an. Damit war aber wenig gewonnen. Hinter uns die Mauer; vor uns ein Graben; die Brücke, die hinüber auf die Landſtraße führte, ſchon vom Feinde beſetzt: ſo ſtacken wir in einem Zwinger und wie das Parforce gejagte Wild, dem alle Auswege verrannt ſind, mußten wir uns niederſchießen laſſen. Denn von Vertheidigung war um ſo weniger die Rede, da nicht gar viele Gewehre über die Mauer herüber gekommen waren.

Es iſt mir wunderlich — aber es iſt ſo —

dieſe Lokalität bei Leipzig hatte in der Hauptſache große Aehnlichkeit mit der jetzigen in Babenhauſen. Da muß ich Dir nun bei dieſer Gelegenheit einen merkwürdigen Traum erzählen. Am Abend des 19. Auguſt 1834, da mir jenes oberkriegsgerichtliche Urtheil publicirt wurde, das Fünf gerade ſein ließ, indem es mir fünf Jahre Feſtung zurechnete, hatte ich vor dem Einſchlafen das ſehr lebhafte Verlangen, daß mir ein prophetiſcher Traum mein Schickſal deute. Der Traum verſetzte mich in eine Oertlichkeit, die von der bei Leipzig und von der hieſigen nicht gar zu verſchieden war. Sollte ſich in meiner Vergangenheit meine Zukunft ſpiegeln? Warum nicht? So iſt's ja überhaupt im Leben. Ueber alle Hinderniſſe weg ſtrebte ich in's Freie. Du aber, meine Theuerſte, ſchritteſt mir voran und zeigteſt mir den Weg. Als hoffentliche Befreierin warſt Du mithin an der paſſenden Stelle. Freilich wandelte auch der Policiſt Dir zur Seite, der uns bei Deinen letzten Beſuchen, während der Unter-

ſuchungshaft, zu beaufſichtigen hatte. Er iſt indeß Derſelbe, der uns jenen Koffer mit den Werkzeugen der Befreiung packen half; und mein Freiheit weiſſagender Traum iſt alſo keineswegs aus der Rolle gefallen, wenn es ihn gleichfalls auftreten ließ. Leider blieb dieſer Traum nur andeutende Skizze, denn ich hatte es nicht einmal im Traume bis zur ganzen Freiheit gebracht, als ich erwachte. Aber hatte bei Leipzig das Glück aus der Patſche geholfen, warum nicht auch jetzt?

Ein kleiner Trupp der italieniſchen Garde rückte noch einmal auf der Landſtraße neben der Brücke vor; vielleicht nur zwanzig Schritte weit und nur für wenige Augenblicke. Die Falle, worin wir gefangen waren, öffnete ſich, die Brücke ward frei — und wir hinüber! Jetzt theilten ſich zwei Straßen, dahin wie dorthin wälzten ſich die Maſſen. Ich hielt mich zur Linken, vielleicht aus politiſchem Inſtinkt. Er leitete mich richtig: die Anderen, welche die Straße rechts einſchlugen,

ſielen an der Saale, unweit Halle, in Gefangenſchaft.

Eine bunte drängende und gedrängte Menge ſchob ſich über Brücke und Damm gegen Lindenau hin. Menſchen, Pferde, Kanonen — Deutſche, Franzoſen, Italiener. Es wurde geflucht und geklagt in allerlei Sprachen und Mundarten; es war ein wunderlicher Einheitsknäuel von Menſchen und Sachen, eine Vermiſchung der Nationen auf dem Wege der gewaltſamen Confuſion: Jeder verfolgte den einen Zweck, ſich ſelbſt mit heiler Haut davon zu bringen, und Jeder hinderte den Anderen in Erreichung ſeines Zwecks. Mitten im Gedränge und gerade in Folge deſſelben gab es doch ſtellenweiſe Lücken, oder minder dicht beſetzte Räume. Dann trat auch hier wohl aus der allgemeinen Verwirrung Einzelnes deutlicher vor Augen. Einmal war ich neben zwei franzöſiſche Offiziere geſchoben. Sie waren verwundet und ohne Zweifel von der Flucht des Heers überraſcht worden, denn ſie waren ſehr unvoll-

ſtändig angekleidet, die nicht gar ſauberen Hemden hingen über die ſchlotternden Hoſen herab. Bei dieſem komiſch miſerabeln Anblicke legte ich mein Geſicht in bedauerliche Falten. Sie merkten es. Ein rechter Mann mag ſich aber unter keinen Umſtänden bemitleiden laſſen. Auch dieſe Offiziere hatten in ihrer drückenden und gedrückten Noth — es war hier wie im Staate: wer drückt wird gedrückt, bis zu Königen und Kaiſern hinauf — noch keineswegs den Sinn für das groteſk Drollige ihrer beſonderen Lage verloren. Sie lachten mir zu, ſie erhoben ſich lachend über den eigenen Jammer; und ich lachte mit.

Jetzt wurde ich weiter gequetſcht. Man kam bei dieſer Gelegenheit nicht blos mit Menſchen, ſondern auch mit Gewehrkolben und ähnlichen harten Realitäten in unangenehme Berührung. Während von hinten her feindliche Kugeln einſchlugen, ſollen Menſchen und Pferde ſogar — geſehen und bemerkt habe ich es übrigens nicht — im Gedränge erdrückt und erſtickt worden ſein.

Doch dies kommt ja oft genug ſelbſt im friedli-chen Gedränge groſʒer Städte vor, wenn das ver-ehrliche Publikum in Maſſe eine Malibran ſin-gen hören, eine Taglioni tanzen ſehen, oder auch nur eine königliche Hochzeit u. dgl. mitge-nieſʒen muſʒ. Für mehrere Sekunden — ſie dünk-ten mir aber Minuten — wurden mir die Arme, ich weiſʒ nicht durch welche Hebelkräfte, in die Höhe gehoben und im annähernd rechten Winkel zur linken und rechten Seite horizontal ausgeſperrt. Da ſtak ich nun wie an zwei Kreuzen in der preſſenden Menge als unfreiwilliger Heiliger, der mit ausgebreiteten Armen noch im Tode die mar-ternden Menſchen um ihn her umarmen zu wollen ſcheint. Und doch war's mir darum gar nicht zu thun. Von Augenblick zu Augenblick hatte ich die ärgerliche Ausſicht, daſʒ mir ein Arm abgeknickt, daſʒ mein rechter oder linker Flügel durchbrochen und vom Centrum getrennt würde. Alſo arbeitete ich mit gröſʒter Anſtrengung, um nur wieder zu mir ſelbſt zu kommen, und mich durchdrang ſchon

das ſelige Gefühl der vollſtändigen Rettung, als ich nur meine paar Gliedmaßen wieder beiſammen hatte. Noch mehrere Tage lang hatte ich ſtarke Bruſtſchmerzen, von dieſem letzten franzöſiſchen Drucke her. Aber doch war ich vergnügt und mit gepreßtem Herzen — wie die Deutſchen noch immer thun — träumte ich den Traum der Erhebung Deutſchlands.

Endlich hatten wir die Brücke und den Damm hinter uns, der nach Lindenau führt. Die Mine unter der Elſterbrücke ſprang: das Drama der drei oder vier Tage war zu Ende. Die Schlachtberichte ſagen: „Kaum hatte der Kaiſer die Brücke paſſirt, als ſie in die Luft flog.“ Aber ſo ganz kurz nachher kann dies nicht geſchehen ſein, denn wir trafen Napoleon ſchon vor uns in Lindenau. Da ſahen wir ihn noch einmal, zum letzten Male. In ernſten kalten Zügen ſtand ihm das Schickſal der letzten Tage im Geſicht geſchrieben; aber er hatte keinen Blick des Bedauerns für die armſeligen Trümmer ſeines Heeres. Deſto

beſſer! Wir brauchten nun auch mit ſeiner gefallenen Größe kein Bedauern zu haben: das Narrenſeil war zerriſſen, an dem ſich Deutſchland ſo kläglich geberden mußte; und die deutſchen Seiler hatten dem Vaterlande noch kein neues gedreht. Es war noch eine ſchöne Zeit!

Das zerſplitterte franzöſiſche Heer, mit ſeiner bedeutenden Zugabe von Nachzüglern und Marodeurs, von Verwundeten, Kranken, Erſchöpften bot einen kläglichen Anblick. Nur einzelne Corps, vor Allem die Garde, bildeten einen Kern, um den ſich nach und nach wieder eine in leidlicher Ordnung bewegte Maſſe anſetzte. Aber tauſende von Armeeſplittern ließen ſich doch nicht mehr militäriſch zuſammenflicken, nicht einmal zu einer bunten Moſaik in einem und demſelben Rahmen. Dieſe einzelnen betrachteten ſich als emancipirt durch das Recht der Anarchie: Jeder ſuchte alſo von ſeinem betrübten antiſocialen Privileg, ſich auf eigene Hand durchzuſchlagen oder durchzuſchleichen, den beſtmöglichen Gebrauch zu machen. Jetzt

erſt galt in vollem Maße das: „Auf ſich ſelber ſteht er da ganz allein“ — was ſich ſonſt vom Heere, von dieſem ſtreng gegliederten Ganzen, worin Einer den Anderen ſtützt und unterſtützt, nicht eigentlich behaupten läßt. Von unſerm heſſiſchen Truppencorps waren nur noch ſehr wenige Bruchſtücke vorhanden. Davon fanden ſich Einzelne gelegentlich zuſammen und improviſirten wohl auch eine einſtündige Aſſociation für den gemeinſamen Menſchheitszweck, etwas zu eſſen zu bekommen. Aber kaum war die dürftige Abfütterung erfolgt, ſo wollte der Eine ſchneller, der Andere langſamer von dannen, der Eine geradeaus, der andere ſeitwärts, der Eine da, der Andere dort die müden Glieder lagern — und bald waren wieder Alle auseinander geſtoben. Nur die unheimliche Nacht brachte meiſt wieder zur gemeinſamen Lagerung auf offenem Felde, oder in einem wüſten oder halbwüſten Bauernhauſe einige Landsleute zuſammen. In einer ſolchen Bauernſtube fand ich einſt eine ſehr unge-

wöhnliche Lagerſtätte. Es war ein Backtrog, in den ganz genau nur ein Krieger von meiner Statur paßte. In dieſem offenen Sarge ſchlief ich ſo feſt wie in einem geſchloſſenen, um am Morgen wohl geſtärkt zum neuen Leben aufzuſtehen.

Da wir vor Weimar ankamen, fanden wir das Thor von Franzoſen beſetzt. In der Stadt raſtete, wenn ich nicht irre, der Kaiſer; und wir Anderen, Offiziere und Soldaten, die wir auch auf einige Erholung und Erfriſchung daſelbſt gehofft hatten, mußten uns bequemen, auf ärgerlichem Umwege unſer müdes Gebein weiter zu tragen. Vor dem Stadtthor ſtanden mehrere Bürger und beſahen ſich die Reliquien der großen Armee. Ich muß mich wohl ſehr kläglich ausgenommen haben. Auf dem Kopfe ſaß mir ein großer Hut, den der Regen verweicht und wunderlich romantiſch geſtaltet hatte. Um die Schultern hing ein Stück Tuchmantel oder Kragen, denn was das Waſſer geſchont, hatte das Feuer verwüſtet. In naßkalten Nächten auf freiem Felde

hat man es in der Art, ſich möglichſt nahe an's Lagerfeuer zu drücken, um vorn zu braten und hinten zu frieren, um zugleich die heiße und kalte Zone zu genießen. Die umherſprühenden Funken und Kohlen hatten nun ſehr umfangsreiche Löcher in beſagtes Kleidungsſtück gebrannt und nur einen Mantel übrig gelaſſen, der ſchon nahe daran war, vom Poſitiven in's Negative umzuſchlagen. Dazu war eine weitere Abbreviatur gekommen, vermittelſt eines gewaltſamen Cenſurſtrichs. Am 19. Oktober, in den Straßen von Leipzig, raſſelte eine erſchrockene Kanone an mir vorüber. Die Axe des Rads packte den Mantel und nahm ein gutes Drittheil des Reſtes mit ſich. Nach dieſem Raub auf offener Straße mochte ich freilich ausſehen, wie ein Soldat aus Falſtaff's Compagnie. Einer der Bürger bemerkte meinen Aufzug hinter offenem Vorhange und wandte mir ſein ſpecielles Mitleid zu, in ſehr bedauerlichen Aeußerungen über mich armes junges Blut. Aber als geſchlagener Verbündeter Frankreichs war ich ſeelenfroh

und lachte ihm zu, daß es lange nicht ſo ſchlimm mit mir ſtehe als er meine.

Von heſſiſchen Landsleuten ſah ich jetzt weit und breit nichts mehr. Wir hatten aber unterwegs gehört, daß Baiern und Oeſtreicher in der Gegend von Hanau den Franzoſen den Weg verſperren würden. Da Noth Eiſen bricht, ſo erwartete ich zwar, daß ſie durchbrechen, zugleich aber daß ſie ihre deutſchen Alliirten in die Mitte nehmen würden, um ſie nach Mainz und weiter in das Innere Frankreichs ſpazieren zu laſſen. Etwas Schlimmeres hätte mir nicht begegnen können als ſo nahe der Heimath, daran vorbei promenirt zu werden. Ich war alſo berechtigt und verpflichtet, mein Feldherr und meine Armee in einer Perſon zu ſein und ein ſtrategiſches Solomanöver auszuführen, um wieder auf geeigneten Wegen meine Operationsbaſis Darmſtadt zu gewinnen. In Erfurt ging ich zum erſten beſten Silberſchmidt und verkaufte ihm, um zu einigem Geld zu gelangen, das Ueberflüſſigſte von allem

Ueberflüſſigen, was ein Offizier auf ſich trägt, meine ſilberne Schärpe. Der ehrliche Mann profitirte nicht von meiner Noth: er zahlte den vollen Werth und gab mir überdieß ein Empfehlungsſchreiben an den Verwalter des von Riedeſel'ſchen Guts Neuhof bei Eiſenach. Ich ſchaffte mir eine Mütze an, um ſie demnächſt mit meinem chapeau bas gewordenen Hute zu vertauſchen, ſo wie eine Karte von Sachſenland und Heſſenland für den weiteren Operationsplan. Von Eiſenach aus marſchirte ich ſeitwärts von der Heerſtraße nach Neuhof, wo ich bei dem Verwalter, wie bei ſeinem Gutsherrn die freundlichſte Aufnahme fand und daſelbſt bis zum Kriege gegen Frankreich meine militäriſchen Inſignien deponirte.

Noch war aber die Gefahr nicht vorüber. Rings umher ſchwärmten die Koſacken und ich verehrte ſie doch nicht hinlänglich, um mich von ihnen fangen und plündern zu laſſen. Da half wieder ein glücklicher Zufall. Drei Bediente des Prinzen Emil von Heſſen waren bei Leipzig mit

den Anderen gefangen worden und kamen plötzlich in Neuhof wieder zum Vorſchein. Man hatte ſie entlaſſen und mit einem ruſſiſchen Armeepaſſe verſehen, der auf vier lautete, da einer ihrer Mitgefangenen ſich anderswohin begeben. Ich ward alſo der Vierte im Bunde. Warum ſollte ich nicht Bediente werden, um mein eigener Herr zu ſein? In civiliſirter Tracht und im Beſitze des Ruſſenpaſſes, alſo daß uns die Koſacken nichts mehr anhaben durften, zogen wir nun dem heſſiſchen Städtchen Alsfeld zu. Am 29. Oktober klopfte ich am Pfarrhauſe vor der Wohnung meines Oheims an. Seine Töchter wollten mich als Bettler von der Thüre weiſen. Es ſcheint alſo, daß ich mich in meiner Eigenſchaft als Bedienter noch nicht ſehr cultivirt hatte; denn es koſtete mich Mühe, um mich als wirklichen und leibhaftigen Neffen und Vetter erkennbar zu machen. Erquickt, geſäubert, geflickt und beſtens zurecht gemacht, avancirte ich nun vom Bettler zum Studenten. In dieſer neuen Qualität fuhr ich mit

einem als Quartiermacher vorauseilenden ruſſi-
ſchen Kapitän — einem recht gefälligen und ge-
bildeten Manne, dem ich mich aber doch nicht in
militäriſcher Eigenſchaft zu erkennen geben mochte
— nach Gießen, wo mich abermals männliche
und weibliche Verwandte in Empfang nahmen.
Es iſt ein ſehr angenehmes Gefühl für einen
jungen Lieutenant, nach ſeinem erſten Feldzuge
von Couſine zu Couſine ein freudiges Wiederſehen
feiern zu dürfen.

Aber auch auſſer den Couſinen iſt's ein gutes
liebenswürdiges Volk, das Deutſche! Hatte doch
Mancher den unbekannten, wildfremden Flüchtling
mit Rath und aufopfernder That unterſtützt. Zum
Theil kam dies wohl daher, weil meine beſondere
Stimmung der herrſchenden Stimmung entſprach;
weil ich als freudiger Bote der franzöſiſchen Nie-
derlage überall willkommen war. Leider konnte
ich meinen unbekannten Wohlthätern, wie die deut-
ſchen Fürſten dem deutſchen Volke, nur mit Wor-
ten danken. Ja mitunter mag ich wohl ſehr un-

freiwillig den Schein des ſchnöden Undankes auf mich geladen haben. Denn es mochte geſchehen, daß ich zuweilen in den gaſtlichen Betten, die mich aufnahmen, als ſchlechtes Andenken einige Exemplare jener übel berüchtigten kritiſchen Sechs-füßler zurückließ, die gleich den engliſchen Touri-ſten in Frankreich zwar hauptſächlich in den Rei-zen der Hauptſtadt zu ſchwelgen pflegen, aber von da zur oberflächlichen Bekanntſchaft wohl auch ihre Abſtecher in die Provinzen machen. War es der Fall, ſo bitte ich nachträglich um Entſchul-digung: Gott vergelte meinen Wohlthätern beſſer als ich ihnen damals vergelten konnte. Aber da war keine Rettung möglich: Niemand konnte ſeinem Schickſale entgehen. In beſonders impo-nirenden Maſſen waren jene Mitkämpfer für die gute Sache mit und auf dem ruſſiſchen Heere von dieſſeits und jenſeits des Ural herangezogen um Europa zu überſchwemmen, um ohne Anſehen des militäriſchen Ranges und Standes die ſtol-zeſten Häupter unter die Füße zu treten. Aber

auch andere Nationen hatten ihre Contingente ge=ſtellt. In der Muſe des Bivouaks, im trauli=chen Kreiſe um das Lagerfeuer, fanden ſich wohl zuweilen alte Soldaten — keine gelehrten Ento=mologen, aber ſtreng geprüfte Empyriker — die je nach der helleren oder dunkleren Farbe der Thierchen ſich getrauten, die Ruſſen, Franzoſen, Deutſchen u. dgl. zu unterſcheiden. Doch hatte es meines Wiſſens Keiner gewagt, zugleich die Schwaben neben den Baiern, die Lichtenſteiner neben deu Reuß=Greiz=Schleizern ausfindig zu machen. Das kommt von der deutſchen Einheit! Wir haben ſo gründliche Hiſtoriker in unſerm Vaterlande. Warum hat noch Keiner der et=waigen Thatſache nachgeforſcht, ob vielleicht auch die hohen Mitglieder der ſpäteren heiligen Allianz von jener ägyptiſchen Landplage befallen waren, die über Deutſchland verbreitet, ſich ſchwerlich nur auf das „gemeine Volk," ſondern muthmaßlich ſogar auf die neuen Pharaonen erſtreckt hat? Sagten uns doch die Berichte oft genug, wie

Vornehme und Geringe im „heiligen Kriege“ die gleichen Mühen und Leiden erduldet haben. Alſo friſch daran ihr loyalen cenſirten Schriftſteller Deutſchlands; es gilt, eine neue Märtyrerkrone um das Haupt hochſtehender Dulder zu flechten.

In Gießen fand ſich bald der alte Blücher mit dem Hauptquartiere ein. Auch Heinrich Steffens war dabei. Er hielt eine Rede. Aber ſie machte auf die zahlreich verſammelten Zuhörer keinen beſonderen Eindruck und ich muß aufrichtig geſtehen, wäre ich nicht ſchon vorher für die „gute Sache“ begeiſtert geweſen, Herr Steffens allein hätte es nicht gethan.

Nach ſo manchen extraordinären Erlebniſſen kam ich mit der ganz ordinären Poſt in der Heimath an. Das war wie ein Drama von Shakespeare mit einem Schluſſe von Kotzebue. Aber die Freude der glücklichen Rettung war darum nicht geringer. Die eigene Freiheit gewonnen, die Freiheit des Vaterlands in Ausſicht!

Das Alles iſt mir noch immer wie ein ſeltſamer Traum. Und jetzt? Ich reibe mir den Traum aus den Augen und ſehe die Gitter meines Kerkers vor mir. Doch es iſt noch nicht aller Tage Abend.

Schlafe wohl meine Geliebte; und behüte Dich Gott vor ſchweren Träumen von königlich preußiſchen Conſtitutionen und königlich baieriſchen Conſtruktionen.

VIII.

„Römiſch Recht,“ in dicken Bänden ſteht es hier in langen Reihen,
Steht beſtaubt ſeit vielen Jahren nutzlos da. Jetzt ſoll's befreien
Mir den Mann, dem ſie verſagten ſchnöd' ſein gutes Recht, das klare,
Ihm, der doch nur wollte rechten um das Recht, das ewig wahre.

Nicht der Inhalt wird dich retten jener Schriften alter Zeiten,
Durch die Form, die ſie umkleidet, will ich Hülfe dir bereiten,

Iſt das Wort ein ſchlechter Streiter in den preßbe-
drängten Tagen,
Nun ſo ſollen Bücher heute einmal andere Waffen
tragen.

Ja — die ſchweren Decken ſpalt' ich — wie ſie doch ſo
leicht ſich theilen —
Schieb' die ſchwanken Sägeklingen, ſchieb' hinein die
feinen Feilen.
Und die Oeffnung ſchließ' ich wieder, füg' die Decken
feſt zuſammen —
Haſt du erſt den Schatz gehoben, gib die Bände dann
den Flammen.

Altes Recht der alten Roma, mag es lodern — mag's
vergehen,
Und als Phönix aus der Aſche neu ein deutſches Recht
erſtehen!
Schwindet dann beim lichten Tage heimlich Recht
mit ſeinen Schauern,
Werden freie Männer athmen nicht mehr zwiſchen
Kerkermauern!

Die wohl armirten Bücher könnte ich heute mit größter Zuverſicht der wartenden Ordonnanz einhändigen; denn wer nicht weiß, was ſie enthalten, kann unmöglich etwas Ungewöhnliches an ihnen bemerken. Selbſt die ſtrengſte Cenſur werden ſie glücklich paſſiren. Damit aber auch nachträglich, wenn du die Bücher entdeckt haſt, keine Entdeckung möglich iſt, wird ein Autodafe, mit jedem Band beſonders angeſtellt, auch in ſeiner Aſche nicht zum Verräther an uns werden.

Diesmal war die weibliche Fingerfertigkeit wirklich zu etwas nütze. Wäre mir doch ohne ſie meine Buchbinderarbeit nicht ſowohl gelungen. Theuer wird freilich oft genug jene Fingergeſchicklichkeit erkauft. An Zeit, Geld, wohl auch an Geſundheit werden ihr Opfer gebracht, die überflüſſigſten Dinge erlernt, um noch Ueberflüſſigeres hervorzubringen.

So zweifle ich, daß auſſerhalb Deutſchlands die Frauen z. B. ſo herablaſſend ſind, die Stie-

felzieher der Männer zu ſticken. Ueber dieſe Modetändeleien, die für weibliche Arbeit gelten ſollen! Je fertiger die Finger, je unfertiger dürfen Kopf und Herz bleiben.

Du haſt mich in Deinen beiden letzten Briefen aus meinem Stillleben, bei dem ich zwar auch einen kleinen Befreiungskrieg führe, mitten in das laute Schlachtgetümmel und in den großen ſ. g. Befreiungskrieg geführt. — Obgleich man oft genug hört und lieſ't, daß der Krieg ein nothwendiges Uebel, daß er der Erwecker ſchlummernder Kräfte, der Erzeuger großer Tugenden, der Beweger des Menſchengeſchlechts ſei: ſo liegt doch etwas ſo Widernatürliches darin, daß Menſchen an Menſchen zu grimmigen Feinden, zu Verfolgern, zu Mördern werden; es liegt etwas ſo Unnatürliches in dieſen raffinirten Erfindungen, die einem Vertilgungsſyſtem gegen Geſchöpfe dienen, welche die gleiche Abkunft und die gleiche Beſtimmung theilen, die ein Bruderband umſchlingt.

Ein armer Mann, der aus Noth etwa zum Holzfrevler und aus Nothwehr zum Todſchläger wird, deſſen Blut vergießen die Geſetze. Aber wenn Tauſende gegen Tauſende ziehen, auf das Machtgebot eines Einzelnen, eines Eroberers und Unterdrückers, da ſoll es geſetzliche Pflicht ſein, daß ſie ſich im Großen verſtümmeln, zerfleiſchen und morden! Anders freilich iſt es, wenn's die Bewahrung und Vertheidigung der heiligſten Güter der Menſchen gilt; aber wie ſelten ſprießt auch dann aus dem vergoſſenen Blut der erwartete Segen hervor. Hat es doch die neueſte Geſchichte deutlich genug gezeigt.

Mag man auch die Verkünder eines „ewigen Friedens" verlachen, er wird doch einmal kommen, wenn erſt die ganze Menſchheit, für welche die Erde Raum und Mittel genug zu einer würdigen Exiſtenz hat, in den Beſitz ihrer angeſtammten Rechte gelangt; wenn erſt ein Menſchenleben zu koſtbar iſt, um blindlings als Maſchine geopfert zu werden; wenn erſt andere Wege frei ſind, durch

die ſich Kräfte entfalten und üben können, ein anderer Kampfplatz offen iſt, auf dem ſich Tapferkeit, Selbſtverläugnung und Heldenmuth mit jeder anderen männlichen Tugend geltend machen kann.

Bei meiner letzten Anweſenheit in Darmſtadt zeigte mir Deine Mutter einen Brief mit dem Datum: Alsfeld den 29. Oktober 1813, der von Deiner Hand nur die Worte enthält: „Ich lebe, ich bin gerettet!“ Wie tief ergriffen mich dieſe vor einundzwanzig Jahren niedergeſchriebenen Worte! Wie lebe ich jetzt der feſten Ueberzeugung, nachdem ich die tauſend Gefahren näher kenne, denen auch Du in dem großen Weltdrama ausgeſetzt wareſt — daß der Schutzgeiſt, der den Jüngling einſt bewahrte und ihn vor jeder Noth glücklich errettete, daß er jetzt auch den Mann behüten wird bei den neuen Gefahren, die ſeiner warten — daß ihm noch einmal ein Durchbrechen möglich, noch einmal ein Mauerſprung gelingen, daß er noch einmal den Augen ſeiner Feinde ſich

entziehen wird, und daß ich noch einmal die Worte vernehmen werde: „Ich lebe, ich bin gerettet!"

Schlafe wohl, mein Theuerſter, und träume den angefangenen Freiheitstraum aus, in dem ich Dir vorangeſchritten, träume ihn wieder und wieder, bis wir vereinigt ſind!

Hier noch ein Brief von meinem theologiſchen Bruder, der Dir „den wahren Frieden der Kinder Gottes" wünſcht.

IX.

Die Bücher, worin ſich Form und Inhalt ſchon in der Decke durchdringen, waren die er=freulichſte Bereicherung meiner Bibliothek. Ich werde ſie mit Nutzen ſtudiren, ohne ſie leſen zu müſſen. Zwar trittſt du der alten Roma zu nahe, da Du ſie zur Mutter der geheimen Juſtiz machſt. Sie hatte ſich wohl von einer lupa ſäu=gen laſſen, iſt es aber doch nicht, ſelbſt in dem Grade geworden, um uns eine ſolche lüderliche Tochter zu beſcheeren. Dieſe Sünderin verdankt

vielmehr ihr nichtswürdiges Daſein der neuen päbſtlich-kanoniſchen Roma und der neudeutſchen Dummheit. Der kleine Anachronismus in Worten ſei Dir in indeſſen um Deines zeitgemäßen Handelns willen gern verziehen. —

Als wir zu Hunderttauſenden im Jahr des Heils 1814 über den Rhein zogen, ahnten wir noch nicht, daß wir gerade zur ferneren Erhaltung jenes heimlichen Rechts und öffentlichen Unrechts, mit allem ſchlechten Zugehör das ihm um- und anhängt, in's Feld gerückt waren; daß mit uns das Sprichwort im Großen aufgeführt wurde:

„Es flog eine Gans über den Rhein
Und kam als Gikgak wieder heim.“

Alles war gutes Muths und romantiſcher Hoffnungen übervoll. Auch war für uns, die wir der Südarmee zugetheilt wurden, der ganze Feldzug gegen Frankreich, im grellen Gegenſatze zu dem im deutſchen Heimathlande, viel mehr eine Luſt- als Laſtpartie. Lagerten wir dann und wann

im freien Felde, ſo hatten wir es im rebenreichen Lande doch einzig mit mächtigen Batterien von Flaſchen zu thun, die nur zuweilen ihren Mann niederſtreckten. Als wir in die zweite Hauptſtadt des Reichs, in Lyon einrückten, hatten uns Andere ſchon Bahn gebrochen; wir aber waren bei einigen kleineren Gefechten nur Zuhörer geblieben und hatten bei der Tafelmuſik von Kanonen- und Gewehrfeuer kaum mehr zu thun, als auf unſere eigene Geſundheit zu trinken. Dann ging's gegen Grenoble hin, wo das viel ſchwächere franzöſiſche Corps unter Augereau eine feſte Stellung genommen hatte. Neben dem ordinären Durſt deutſcher Krieger — der ſich wie der Durſt nach Wiſſen und Wahrheit nicht dauernd ſtillen, ſondern durch fleißige Uebung nur cultiviren läßt — fehlte es nicht an etwelchem Thatendurſt. Durften wir ja ſeit Auflöſung des Rheinbunds dieſe Franzoſen, die grauſamen Tyrannen und Unterdrücker des deutſchen Vaterlands, ganz offiziell haſſen. So war wirklich einiges Kampfgelüſte

und zugleich die Ausſicht der Befriedigung vor-
handen, da am nächſten oder einem der nächſten
Tage der Angriff erfolgen ſollte. Allein das glück-
liche Unglück wollte, daß einige tauſend Menſchen-
leben, vielleicht auch das Deines vielgeliebten Ehe-
gatten erhalten würden; denn nun kam gerade die
Nachricht vom Waffenſtillſtande und bald darauf
die vom Abſchluſſe des Friedens.

Wir Kämpfer oder Nichtkämpfer für die gute
Sache machten uns noch wenig Gedanken darüber,
was nun aus unſerm lieben Deutſchland werden
könne und ſollte. Als aber die Kunde kam, daß
Elſaß und Lothringen in den Händen Frankreichs
blieben, gab es doch einiges Aergerniß; ehe wir
noch etwas vom frommen Wunſche des alten
Blücher gehört hatten, daß die Feder der Diplo-
matie nicht verſpielen möge, was der Degen ge-
wonnen habe. Wir wußten die Großmuth der
hohen Alliirten von ebenſo großer Schwäche kaum
zu unterſcheiden; doch hielt ſich die Mißſtimmung

— verſteht ſich — in den Schranken der herkömmlichen Subordination.

Nicht lange nach unſerer Rückkehr nach Lyon zu längerem Aufenthalt, ſtellten ſich mit Anderen aus dem heſſiſchen Heimathlande die freiwilligen Jäger ein. Da kamen Brüder und Vetter, Freunde und Bekannte aller Art in Menge. Auch Deutſche anderer Länder und Ländlein hatten ſich neben Böhmen, Ungarn, Slowacken u. ſ. w. eingefunden; und ſo war mitten im Franzoſenreiche eine bunte Muſterkarte von deutſchem Vaterlande und Zugehör aufgeſchlagen. Dieſes gemiſchte Zuſammenleben hatte ſeinen eigenthümlichen Reiz.

Noch auf dem Hermarſche hatten unſere Jäger die Friedensbotſchaft erhalten; und alle Räthe und Aſſeſſoren, Secretäre, Advocaten und Acceſſiſten welche die Feder mit der Büchſe vertauſcht hatten, welche nun zum Hauptmann Courageux geworden waren, oder zum Lieutenant, zum Unteroffizier oder Jäger ſchlechtweg — ſie mußten wieder

ihren ganzen disponibeln Kriegermuth ad acta verſchreiben. Ganz und gar ließ ſich jedoch die tiefe Aufregung nicht beſchwichtigen, in der ſich die ſo lange ſitzen gebliebene deutſche Nation endlich einmal aufrichten und auslüften wollte. Man ſuchte und fand Gelegenheit zu etlichen kleinen und mitunter blutigen Händeln mit einzelnen Franzoſen und Franzoſenhaufen, wo ſich denn nachträglich noch etwas Haß gegen den „gemeinſamen Feind“ verpuffen ließ.

Die verbündeten Truppen trugen als Feldzeichen grüne Büſche auf Tzako's, Casketten und Hüten. Dieſer neue Birnamswald, der ſich über den neuen Tyrannen geſtürzt hatte, war den Franzoſen ein großes Aergerniß. „Ah, voilà des lauriers, voilà des lauriers!“ rief man uns nach auf Gaſſen und Straßen; was doch wir alliirten Bäume, Büſche und Geſträucher uns um ſo weniger gefallen laſſen konnten, da wir wohl wußten, daß wir keine „lauriers“ verdient hatten. Einen Streit gab's unter Anderem bei und in

einem grandioſen Bierſaale am rechten Ufer der Rhone, den unſere Deutſchen nach deutſcher Gewohnheit fleißig beſuchten. Für dieſes Mal waren mehrere franzöſiſche Offiziere die trotzig Herausfordernden, und ſie mußten ihren Uebermuth büßen. Denn alsbald war ein Wald von Büſchen beiſammen, die unbarmherzig ausſchlugen, ſo daß nach tapferer Gegenwehr einige ſtolze Beſiegte der Uebermacht als Opfer fielen. Dieſe Buſchkleppereien wiederholten ſich ſo lange, bis ein Armeebefehl die grünen Feldzeichen verbot und die Sieger bedeutete, ſich nicht mehr allzu grün zu machen.

Hätte ich nicht bei eben beſchriebener Gelegenheit einen ganz leichten Hieb über den Daumen der rechten Hand erhalten, ſo könnte ich nicht einmal ſagen, daß auch ich mein Blut für die Ehre des Vaterlandes vergoſſen habe. Jetzt aber darf ich den undankbaren deutſchen Fürſten und Ariſtokraten ſchon auftrumpfen. Nur kann ich nicht behaupten, daß ich ein Dutzend Blutstropfen — ſo

viel man bei mittelmäßigem Naſenbluten zu verlieren pflegt — im Kriege für die gute Sache auf den Altar des Vaterlandes geopfert habe, der nach allen fürſtlichen und nicht fürſtlichen Opfern, wovon man ſeit dem Befreiungskriege geleſen hat, ſchon ſchmutzig genug ausſehen mochte; denn — der Friede war bereits geſchloſſen. Wäre indeß der Franzoſenſäbel tiefer eingedrungen, ſo war es geradezu um meine Schreibfinger geſchehen. Ach! dann hätte ich für die deutſche Freiheit nicht ſchreiben können. Was wäre das für ein Unglück geweſen! Aber dann ſäße ich nicht in Babenhauſen. Was wäre das für ein Glück geweſen! So iſt's! Wir nehmen hin was uns beſchieden iſt, und nachträglich kommt's auf die Auslegung an.

Bei einer anderen Colliſion half mir eine Confuſion, die — was den Confuſionen nicht immer begegnet — gerade zur rechten Zeit kam. Unſere Wache haltende Compagnie ſtand auf dem Platze belle cour unter'm Gewehr, als die ſo

berühmt gewordenen franzöſiſchen Gardiſten, die dem verbannten Kaiſer nach Elba folgten, durch die Stadt marſchirten. Die Grenadiere ließen unter ihren Bärenmützen hervor ihr „Vive l'empereur!" erſchallen und die ein dichtes Spalier bildende Volksmenge ſtimmte ein. Das empörte mein antikaiſerliches Herz. Als freiwilliger enthuſiaſtiſcher Policiſt für die alleinſeligmachende Legitimität der hohen Alliirten drängte ich mich durch die Menge; und da mir gerade ein bärtiger Grenadier ſein „Vive l'empereur" vor der Naſe ſchrie, hielt ich es für meine patriotiſche Pflicht, ihm mit dem Degen eins über den Rücken zu hauen. Aber dieſe Grenadiere waren noch lange nicht gewöhnt, ſich nur ſchlagen zu laſſen. Nach jener allzudeutſchen Behandlung durch einen der niedrigſten unter den hohen Alliirten, waren alſo im Nu einige Bajonette gegen mich gerichtet. Ich faßte das nächſte und wehrte ab ſo gut ich konnte, was aber nicht viel geholfen hätte, wäre nicht ſogleich ein gewaltiges Gedränge und ein Alles durchein-

ander ſchiebender Menſchenknäuel entſtanden, ſo daß Freund und Feind herzlich froh waren, als er ſich endlich wieder entwirrte, als man wieder frei athmen konnte. Einige Bürger, mit Recht oder Unrecht des ordnungswidrigen Rufs bezüchtigt, wurden von der herbeieilenden Wache auf gut Glück aus der Maſſe gegriffen, und eine Zeitlang eingeſperrt. Es ſollte mir noch jetzt leid um ſie ſein, wenn ihnen auf gut öſtreichiſch — wir ſtanden damals unter öſtreichiſchem Commando — gegen ihre illegitime Begeiſterung an demſelben Gliede gebraucht worden wäre, an dem ſich der ſelige Nikolai „von Geiſtern und von Geiſt“ zu kuriren pflegte. Mir ſelbſt, der ich ja die Leute ſchreien laſſen konnte, hätte wohl auch eine Zurechtweiſung gebührt. Aber ich hatte mehr Glück als Verſtand und blieb in der Einfalt meines Herzens überzeugt, abermals nur eine Pflicht für die Ehre des deutſchen Vaterlandes erfüllt zu haben. Es gab damals noch viele Deutſche, die ſich, wie jener Bauer bei dem Autodafe des

Johannes Huß, eine Gewiſſenspflicht daraus machten, in den auflodernden Franzoſenhaß auch ihr Bündlein Reißig herbeizuſchleppen. Und dieſer Haß war damals heilſam und nothwendig, um eine alte Schmach wegzubrennen. Ein Anderes iſt es jetzt, wo er gelegentlich geſchürt wird, damit nur in den dreißig deutſchen Hofküchen das Feuer ja nicht erlöſche, an dem die fürſtlichen Braten gebraten und mit deutſchem Volksfette geſchmelzt werden.

Noch auf dem Rückmarſche in die Heimath mußten ſich die Bewohner der Orte, die wir durchzogen, wohl dann und wann einigen Muthwillen und Schabernak gefallen laſſen. Das kam bei Manchem nur aus ſoldatiſchem Uebermuth. Bei Andern war es zugleich der Aerger über den ſchlechten Frieden, und der Gedanke, daß das Maß der Wiedervergeltung noch nicht erfüllt ſei, um dem Franzoſenvolke die Pflicht der Gerechtigkeit gegen andere Völker für alle Zukunft gehörig faßlich und handgreiflich zu machen. Und wie

klein und kleinlich dieſe Häkeleien und Zänkereien jetzt auch erſcheinen mögen, ſie waren doch ſchon die Zeichen einer Stimmung, die ſpäter im deutſchen Heimathlande ſelbſt Geſtalt erhielt, und zu jener Oppoſition wurde, die es freilich nach vieljährigem Bemühen auch nicht viel weiter gebracht hat, als zu erfolgloſen Häkeleien und Zänkereien.

Nicht alle Franzoſen vergalten den Uebermuth der Sieger mit gleichem Uebermuthe. Auf die Nachricht von der Herſtellung der alten Bourbonenwirthſchaft durchzogen Schaaren von Menſchen die Straßen von Lyon und plärrten nach der allerkläglichſten Leiermelodie ein ohrzerreißendes Lied mit dem ewigen Refrain:

„Vive le roi,
Vivent les alliés!“

Eines Abends ſtand ich mit der Dame des Hauſes am Fenſter, um einen ſolchen Zug anzuſehen. Der guten Frau liefen die bitteren Thränen

aus den Augen bei dem Anblicke dieſer royaliſti= ſchen Canaille, die noch vor einigen Wochen, ſo ſagte ſie, nicht minder laut ihr „Vive l'empereur!" geſchrieen habe. Immer waren es jedoch nur ver= hältnißmäßig Wenige unter den Franzoſen, die es vergaßen, was ſie ſich ſelbſt und der Ehre der Nation ſchuldig waren. Weit die Meiſten zeigten auch den Siegern gegenüber einen männlichen Trotz, über den wir uns damals ärgern mochten, dem aber noch kein beſonnener Ehrenmann noch jetzt die gebührende Anerkennung und Achtung verſa= gen wird. Hatten und hätten ſich unter ähnlichen Verhältniſſen auch die Deutſchen von den Fran= zoſen die gleiche Achtung erzwungen?

Als wir nach unſerer Rückkehr in die Hei= math für den guten Willen, den wir gezeigt, mit allerlei Feſtlichkeiten hinlänglich beräuchert wa= ren, ſollte wieder die Langeweile jenes Garniſon= dienſtes beginnen, der zum großen Theile darin beſteht, daß man immer und immer zu melden hat, daß man nichts zu melden habe. Um ihr

zu entgehen, nahm ich noch einmal Urlaub zum Beſuch der Univerſität Gießen. Damals wurden aller Orten, auch auf den Hochſchulen und unter der Studentenſchaft, die ſ. g. deutſchen Geſellſchaften gegründet. Man fing damit an, altdeutſche Röcke anzuziehen, ſich lange Haare wachſen zu laſſen, einen unbarmherzigen Purismus in der deutſchen Sprache zu üben, gegen welſche Unzucht und Unſitte zu eifern. Der alte Görres wetterleuchtete mit ſeinen Theaterblitzen im rheiniſchen Merkur und gab ſich mit ſeinem journaliſtiſchen Nachgewitter alle Mühe, um die Milch der diplomatiſchen Weisheit, womit der tauſendjährige Säugling, das deutſche Volk, abgefüttert werden ſollte, den Wiener Säugammen ſchon in den Brüſten ſauer zu machen. Aber das verſchlug nicht viel. Das alte Kind Michel ſaugte ein, was ihm geboten wurde, ob es gleich über die langweilige Milchwirthſchaft ſchon ein etwas ſchiefes Geſicht zog. Und als die Nachricht kam, daß Napoleon wieder in Frankreich angekommen,

daß vor dem kecken Thronräuber der alte ehrwürdige Bourbonenthron vierfüßig bis nach Gent davon gerannt ſei — da that wieder das Kind wie ein Mann, es ſprang auf die patriotiſchen Beine, nahm das Gewehr in die Hand und ließ ſich zum Kampfe für die gute Sache abermals anführen.

Immer war noch ein anſehnlicher Vorrath von altem Franzoſenhaſſe und neuem Loyalitätseifer zu beliebiger Conſumtion vorhanden. Daran hatte auch ich noch zu zehren; und als mir ein kecker Student in altdeutſchem Rocke, ein angehender Demagog, geradezu ſeine Freude über den Sturm aus Elba äußerte, der allen europäiſchen Perücken das Haar zu Berge geſträubt, ſo frappirte und ärgerte mich dies zugleich.

Nach herkömmlichem Brauche hatten die zu Felde ziehenden heſſiſchen Offiziere bei dem Großherzog Ludwig I., einem recht verſtändigen Manne, ihren Abſchiedsbeſuch in Maſſe zu machen. Wir

erwarteten, kühn anfeuernde Worte aus dem fürſtlichen Munde zu hören. Aber nichts weniger! „Die Herrn Alliirten," ſagte der Großherzog, „mögen ſich nur ja in Acht nehmen, daß nicht Napoleon durch die Niederlande herüberbreche und ihnen, während ſie gegen das innere Frankreich rücken, in Flanke und Rücken falle." Und doch gehörte er ſelbſt zu den „Herrn Alliirten." Gewiß eine ſehr liebenswürdige Beſcheidenheit eines kleinen deutſchen Fürſten, der ſogar vor ſeinen gehorſamſt aufwartenden Unterthanen nicht mehr gelten wollte, als er galt.

In Heidelberg hatte ich das Glück, die drei Geſichter der großen „Herrn Alliirten" beiſammen zu ſehen. Die Züge des Thronräubers Napoleon ſtehen mir noch ſehr deutlich vor Augen; aber jener drei Phyſiognomien kann ich mich nicht mehr entſinnen; in ihrer innigen Allianz ſchweben ſie meinem Gedächtniſſe nur noch wie ein Stück Fleiſch vor. Und doch hatte ich mir aufrichtige Mühe gegeben, ihrer jedes, beſonders ſchön und

bedeutſam zu finden. Noch größere Freude machte mir bei einer Illumination — es war, wenn ich nicht irre, bei einem Profeſſor Ackermann — der transparente Kopf des Kaiſers Franz, den der Profeſſor aus eigenen Mitteln erleuchtet hatte. Unter dem Kopfe ſtanden die Worte:

„Franciscus primus
O utinam secundus!“

Dieſer lateiniſch-deutſche Kaiſerpatriotismus war mir ein großes Labſal.

Kurz vor oder nach dem Uebergange über den Rhein, kam die Nachricht von der Schlacht bei Belle-Alliance. Das Schickſal des Kriegs war abermals ohne unſer Bemühen entſchieden. Aber doch ſollten wir zehn Tage nach der Entſcheidungsſchlacht, am 28. Juni, mit dem ziemlich überflüſſigen und ziemlich blutigen Treffen bei Straßburg noch einen Nachtrag liefern. Als die Affaire vorüber war, waren wir doch froh, noch etwas franzöſiſches Pulver gerochen zu haben.

Unſere Leute hatten ſich brav geſchlagen; die Franzoſen nicht minder, und zwar um der puren Soldatenehre willen, da ſie wohl wußten, daß der Feldzug für ſie verloren war.

Mit unſerm Abmarſch aus dem Lager bei Straßburg gingen wir gerade einem Ueberfalle aus dem Wege, mit dem ſich kurz nachher die Franzoſen an den Cernirungstruppen verſuchten. Wir hätten gerne Frankreich in Paris kennen lernen. Aber wir kamen nur bis Troyes, um von da links ſeitwärts an die Loire zu rücken. Später hörte und las ich von den reizenden Ufern dieſer Loire. Aber in und bei den Neſtern oberhalb Orleans, wo wir uns umhertreiben mußten, in Cosne, la Charité und wie ſie ſonſt heißen, ſah es höchſt langweilig aus. Um ſo größer war die Freude, als wir auf dem kürzeſten Wege hingingen, wo wir hergekommen waren; und als das deutſche Volk zum zweiten Male offiziell verſichert werden konnte, daß fortan der „Abgrund der Revolution" für immer geſchloſſen ſei.

Deinen weiblichen Betrachtungen über den Krieg möchte ich wohl eine ganze Reihe anderer Betrachtungen theils entgegenſetzen, theils erläuternd und ergänzend zur Seite ſtellen. Aber das wäre langweilig für Dich und mich. Alſo nur eine kurze Proteſtation gegen Deinen Traum vom ewigen Frieden, ob Du gleich ziemlich angeſehene Vorträumer haſt. So lange es Nationen und Nationalitäten, nach Völkern verſchiedene Weiſen der Vorſtellung und des Handelns gibt, kann man nicht wiſſen — das wäre ein ſehr armſeliges Leben, deſſen mannichfache Geſtaltungen ſich im Voraus wiſſen ließen — ob nicht einmal das eine Volk in den Lebenskreis des anderen alſo verletzend eingreife, daß dieſes ſchlechthin zu- und um ſich ſchlagen muß, um ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit zu behaupten. Eben ſo wenig weiß ich, ob mir nicht einmal mein beſter Freund, in Laune oder Leidenſchaft, im Fieber oder Wahnſinn in die Haare gerathe und mich zur Nothwehr zwinge. Denn daß auch ganze Völker von Leidenſchaft und

einer Art Wahnſinn ergriffen werden können, wer wird es läugnen, als etwa einige Schulphiloſophen, die das reiche Leben in etliche dürftige Kategorien eingeſperrt und präventiv in philoſophiſch polizeilichen Sicherheitsarreſt gebracht zu haben meinen? Die Völker *ſollen* ſich aber in ihrer Eigenthümlichkeit behaupten, ſo wie der Einzelne ſich darin um ſo entſchiedener behauptet, je geſünder und vollkräftiger er iſt; nur das Kind *hat* noch keine ſcharf ausgeprägte Individualität und dem zum Grabe hinwankenden Greiſe *entſchwindet* ſie wieder. Ein Humanitätsbrei, worin alle Völker zu *einer* Menſchheit im Allgemeinen verkocht wären, könnte alſo nur etwa das klägliche Ende der menſchlichen Dinge ſein; das *allerletzte* und *allerfadeſte* Gericht auf der Tafel der Weltgeſchichte, für die vor Alter wieder kindiſch und zahnlos gewordenen Gäſte. So lange ihnen aber die Zähne nicht völlig ausgefallen ſind, läßt ſich nicht dafür ſtehen, daß nicht auch Einer den Anderen beiße. Der Menſch iſt nun einmal ein

Mikrokosmus und ſo kann und muß zuweilen auch das reißende Thier in ihm zum Vorſchein kommen. Es iſt ein gutes Wort unſers Luther: „Die Geiſter müſſen aufeinander platzen.“ Dazu gehören auch die Völkergeiſter. Platzen aber einmal die Geiſter, ſo iſt's ſehr möglich, daß die Leiber nachplatzen. Alſo iſt's immer heilſam, zu Schutz und Trutz gerüſtet zu ſein, ſowohl äußerlich als innerlich. Am wenigſten ſollte ſich aber der gute Michel allzu ausſchließend auf die belobten geiſtigen Waffen und Waffenträger verlaſſen; weder auf ſeine philoſophiſchen Mineurs, die ihn von Stunde zu Stunde unglaubwürdig verſichern, wie ſie bereits die alte Welt der ſchlechten Wirklichkeit dermaßen auseinandergeſprengt haben, daß nichts als Loch davon übrig geblieben iſt; noch auf ſeine Huſaren im Reiche der Lüfte, auf die nicht ſo ſtarke als zahlreiche Hippogryphen-Cavallerie ſeiner zehn Mal zehn tauſend deutſchen Poeten.

Statt aller Reflexionen über Deine Reflexionen

hier noch einige Erinnerungen aus der ſoldatiſchen Vergangenheit, wie ſie mir gerade einfallen. Die Deutſchen hatten ſeit Jahrhunderten und haben noch jetzt — trotz allen Conſtitutiönchen — kein öffentliches Leben, worin ſie nur im Stande wären, ſich ſelbſt als Volk kennen zu lernen. Noch weniger iſt davon die Rede, mit dem Volke und für das Volk zu handeln. Der Krieg aber iſt wenigſtens ein Surrogat des öffentlichen Lebens. Da muß man mit dem Volke umgehen, man muß es kennen lernen, man wolle oder nicht. Jedes Bataillon, jede Compagnie iſt ein kleiner Wanderſtaat. Denn dieſe Soldaten, was ſind ſie anders als in bunte Röcke verkleidete Bauern und Handwerker verſchiedener Gegenden und verſchiedener Art; als ein lebendes niederländiſches Genrebild in einen Rahmen gefaßt? Man figurirt aber ſelbſt Tage und Monate lang — auf dem Marſche, im Quartier, im Lager — mitten unter den anderen Figuren und muß ſie hinnehmen, wie ſie ſich mit Speck und Dreck uns zum

Beſten geben. Und iſt man Abends mit ſeinem Quartierbillet, mit dieſem Wechſel auf Sicht, mit dieſer zwingenden Viſitenkarte als ungeladener Gaſt in das eine oder andere „Heiligthum der Familie“ gedrungen, ſo zeigt ſich im Kaleidoſcop des bunten Soldatenlebens wieder ein anderes Bild, wieder ein anderes Bruchſtück, das nicht mit einem Male zu überſehen, den Rieſen „Volk.“

Sind am Morgen des Abmarſches die letzten Töne des auf der weiteren Bahn des Ruhms voranbrüllenden Kalbsfells verklungen; iſt erſt die freie Perſönlichkeit im Soldaten wieder ſo weit anerkannt, daß er ſein Gewehr auf ziemlich beliebige Weiſe ſchleppen darf, daß er nicht mehr auf einer Achſel tragen muß; iſt dem zum blinden wie zum ſtummen Gehorſam verpflichteten Krieger endlich der Knebel der Disciplin aus dem Maule genommen, ſo pflegt ſich die ſehr freie Unterhaltung zunächſt über die mehr oder minder genügende Befriedigung der materiellen Intereſſen am vorhergehenden Tage zu verbreiten. Das gute

oder ſchlechte Quartier, das Lager auf Stroh oder im Bette, vor Allem das Eſſen und Trinken nach Quantität und Qualität — das Alles wird ausführlich behandelt. Franzöſiſchen und gar ruſſiſchen Soldaten mag es eben ſo wenig an Appetit fehlen, aber ſie reden ſchwerlich ſo viel vom Eſſen und Trinken als die mit Ueberlegung genießenden Deutſchen, dieſe geiſtigen Wiederkäuer, die ſich auf dem Wege der Reflexion noch einmal den Nachgeſchmack von jedem Stücke Fleiſch, von jedem Schoppen Wein zu verſchaffen wiſſen.

Dann geht man wohl auf pſychologiſche Studien über, mit häufigen Abſchweifungen auf das Gebiet der Phyſiologie, auf das Fleiſch am Menſchen. Es werden charakteriſtiſche Schilderungen verſucht von den verſchiedenen Hauswirthen, ihren An- und Zugehörigen. Beſondere Aufmerkſamkeit wird den nicht allzu jungen und nicht allzu alten Individuen des weiblichen Geſchlechts gewidmet, wobei oft ſehr in's Concrete eingegangen und mit plaſtiſcher Deutlichkeit verfahren wird.

Das Wetter; die Ausſichten auf kurzen oder langen Marſch; die mancherlei begegnenden Menſchen und Dinge; die Art, wie dieſes oder jenes Gewerbe betrieben wird, worauf die reſpektiven Gewerbsgenoſſen ihr beſonderes Augenmerk richten; die fruchtbare oder unfruchtbare Gegend und die Beſtellung der Felder, von welcher alle Bauernburſche in Montur regelmäßig behaupten, daß man ſich darauf in ihrem Heimathskreiſe beſſer verſtehe, ſind weitere Gegenſtände der Unterhaltung. Dagegen wird die ſ. g. ſchöne Natur ſehr als Nebenſache behandelt. Dafür hat das alte Volk wie die Kinder nicht viel Sinn: das Utilitätsprinzip wiegt durchaus bei ihm vor.

Aber nicht blos aus der unmittelbaren Gegenwart zieht der wandernde Militärſtaat ſeinen geiſtigen Nahrungsſtoff: er hat auch ſeine Geſchichte, ſeine Hiſtoriker und ſein gleichſam hiſtoriſches Recht mit mündlichem Verfahren. Die Hiſtoriker ſind die alten Soldaten der Compagnie, welche der achtſam lauſchenden jüngeren Generation

von früheren Feldzügen, Erlebniſſen und Bedrängniſſen zu erzählen wiſſen. Sie ſind zugleich die erfahrenen Weiſen und Rathgeber, die Schlichter und Richter, die dem jungen Volke gegenüber eine Art patriarchaliſcher Würde behaupten, die nach ſtillſchweigendem Uebereinkommen allſeitig anerkannt wird. Gibt's allzu langen Zank und Streit, ſo erfolgt Berufung an einen ſolchen Veteranen, der nach kurzer Betrachtung des Thatbeſtands ſeine ſubjektive Ueberzeugung gegen die eine oder andere Partei in einem kurzen und derben Spruche oder Fluche verkündigt. Es braucht wohl nur aus ſolch' bärtigem Soldatenmunde ein einfaches „Kreuz Donnerwetter“ ohne allen richterlichen Entſcheidungsgrund, um die Sache eben ſo letztinſtanzlich abzuthun, als es bei guten Katholiken ein Anathem aus päbſtlichem Munde thut. Hat doch auch die ſtreitende Kirche nur ihre Soldatenflüche mit Umſtänden. Uebrigens wird es Deinem Scharfſinne nicht entgehen, wie ſchon in jenem ganz von ſelbſt ſich machenden, militäriſch-ſchiedsrichterlichen Ver-

fahren die freilich noch etwas rohen Anfänge des Volks- und Schwurgerichts liegen. Es kommt nur noch, wie bei allem Anderen, auf die Entwicklung an.

Merkwürdig war mir immer bei den meiſten Soldaten das gute Gedächtniß für Alles, was ſie ſelbſt erlebt hatten. Von Ereigniſſen, an denen ich gleichfalls theilgenommen, wovon mir aber nur ein verwiſchtes Bild zurückgeblieben war, erzählten ſie mir nach Jahren die kleinſten Einzelheiten; ja ſie wußten beſſer als ich ſelbſt, was ich ſelbſt gethan hatte. Natürlich! Eine dürftige Jugendbildung hat ihnen die Tafeln der Erinnerung nicht im Voraus vollgeſchrieben; und je ärmer ſie an weither vermittelten Vorſtellungen ſind, um ſo mehr bleibt ihnen Raum für die tiefſten Eindrücke des unmittelbar und ſinnlich Wahrgenommenen. Indeſſen ſoll man nicht glauben, daß die Meiſten allzu träge ſeien, um den ihnen gegebenen Stoff geiſtig verarbeiten zu wollen. Wie ein armer Bauer ſein kleines Erbe nur

um ſo fleißiger und ſorglicher bewirthſchaften mag; ſo machen es Viele im Volke mit ihrem geiſtigen Beſitzthume. Und kommen gleichwohl die Wenigſten über den Zuſtand der Rohheit hinaus, ſo liegt dies hauptſächlich an der ungleichen Vertheilung des geiſtigen Capitals, an jenem ſchroffen Unterſchiede von allzu Armen und allzu Reichen, der nicht blos im Gebiete des materiellen Vermögens ſeine verderblichen Wirkungen erzeugt. Namentlich zeigt ſich das auch in der Lektüre des Volks. Auch bei den Bauern und Taglöhnern im Soldatenrocke läßt ſich bemerken, daß das Wenige, was ſie geleſen haben, auf friſchen Boden gefallen iſt und in Wahrheit oder Irrthum hundertfällige Früchte trägt. Mit einer wahrhaft populären Literatur, die zugleich maſſenweiſe unter die Maſſe verbreitet werden könnte, würde ſich alſo allerdings viel ausrichten laſſen; während die literariſche Wirkung auf das blaſirte ſ. g. gebildete Publikum, das mit Lektüre aller Art überfüttert wird und ſich wenigſtens für fertig

hält, wäre es gleich noch ſo unfertig, unendlich geringer iſt, als ſich gewöhnlich die ſchriftſtelleriſche Eitelkeit einbildet. — — — —

So eben fängt die Thurmuhr an, zwölf Uhr zu ſchlagen. Die Vorhängſchlöſſer raſſeln: meine mittägliche Abfütterung iſt unterwegs. Statt der Feder, greife ich nach Löffel, Gabel und Meſſer, das mir den Faden meiner Erinnerungen mitten durchſchneidet. Aber ich knüpfe noch heute wieder an, denn ich bin noch lange nicht fertig. Für jetzt, Geſegnete Mahlzeit!

Fortſetzung am Abend.

Im Soldatenſtaate miſcht ſich mit dem hiſtoriſchen Element auch das poetiſche. Kommt den erzählenden Autobiographen, die ihren andächtigen Zuhörern die erlebten Kriegs-, Liebes- und Trinkabentheuer zum Beſten geben, für treuen Bericht ein treues Gedächtniß zu ſtatten, ſo iſt es doch Manchem weniger um die nackte Wahrheit als vielmehr darum zu thun, ſich bei den Kameraden in gehöriges Anſehen zu ſetzen. Alſo werden die

Farben etwas dick aufgetragen; man geſtattet ſich zur allzu trockenen Wahrheit mancherlei Zugaben, erſt kleinere dann größere; und wie man die Hand umdreht, iſt die Geſchichte zum Mythos geworden. Mit anderen Worten: es gibt regelmäßig in jeder Compagnie, in jeder kleineren geſchloſſenen militäriſchen Geſellſchaft einen oder mehrere erfinderiſche Geiſter; einige mündliche Herausgeber von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben,“ mit ſtarker Vorliebe für letztere, — oder — ſchlechtweg — einige Hauptlügner. Sie werden auch wohl von den Anderen als Lügner erkannt, aber die Anderen hören doch gerade ihnen am liebſten zu.

Sodann iſt dem kecken Humor ein freies Feld geöffnet, das ihm durch keine Prüderie der Bildung und Afterbildung verengt wird. Die Höfe haben ihre ſpeciellen Hofnarren abgeſchafft, ſeit ſie ſich in dieſem Fache ſelbſt genügen; aber das Volk läßt ſich in der einen oder anderen Form ſeinen Hanswurſt nicht nehmen. Darum haben

auch die Soldaten ihre Spaßmacher, die mit dem beſonderen Talent zugleich das beſondere Vorrecht haben, ſich über Andere luſtig zu machen. Und Das iſt kein undankbares Geſchäft. Erzürnt ſich Einer der Geneckten, ſo ſind doch gleich zehn Andere bei der Hand, um das Recht des freien Humors zu ſchützen; und der erſt Geneckte findet ſich ſelbſt unter den Beſchützern, wenn die Reihe an einen Dritten gekommen iſt. Die derben Scherze vertreiben die Langweile des Marſches; ſie helfen die müden Beine heben und mit den Beinen werden — jetzt mehr noch als früher — die Schlachten gewonnen und verloren. Wie Studenten und Handwerksburſche, ſo hat der Soldat ſeine eigene Sprache des Humors, die von Feldzug zu Feldzug wechſelt, oder ändert. Da heißt z. B. ein langmüthiger Einfaltspinſel ein „guter Kerl, der keine Torniſter frißt, und keine Gewehrſchrauben abbeißt;“ ein ſteifer Burſche hat „den Ladſtock verſchluckt;“ Wein, Schnaps und Bier werden euphemiſtiſch als „Duft“ be-

zeichnet; das Gewehr heißt der „Schießprügel,“ der Torniſter der „Affe“ u. dgl. Tauſenderlei Sachen werden auf luſtigſte Weiſe perſonifizirt, um mit ſich reden zu laſſen. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, welche Maſſe von körnigem Volkswitze, von treffenden Gleichniſſen, von ſinnigen Schlagworten zum Vorſchein kommt. Aber es iſt erklärlich: jeder Spaß wird von einem zahlreichen Publikum auf friſcher That belacht und der unmittelbare Beifall ſpornt gleich einen Zweiten und Dritten an, nun das Seinige dazuzuthun. Alſo iſt jeder Conſument und Producent zugleich; und gegen das in Gemeinſchaft humoriſtiſch producirende Volk bleibt jeder Einzelne, bleibt ſelbſt ein Shakespeare ein Stümper. Wieder die Macht der Aſſociation!

Die größten Dummköpfe ſind bekanntlich dann und wann witzig, wenn über die Religion geſpottet wird, oder beim Zotenreißen, oder bei Klatſchereien. Auch das iſt erklärlich. Die drei immer neu ſich offenbarenden und nimmer ſich

erſchöpfenden Geheimniſſe: Gott, Liebe und Individualität — prägen ſich in einer unendlichen Menge der verſchiedenartigſten Vorſtellungen und Handlungen aus. Dagegen iſt jede einzelne, der Idee gegenüber, ſo unvollſtändig und ſobald ſie mit der Pretenſion der Vollſtändigkeit und Untrüglichkeit auftritt — zugleich ſo lächerlich, daß jeder Eſel, den der Haber kitzelt, auf ſeinem Wege zuweilen einen Stein des Anſtoßes findet, bei dem er verweilt, um ſich behaglich das Fell abzureiben. Auch Das gehört zum Recht des freien Humors! Und Religion, Liebe und Individualität, — zu letzterer iſt auch die Nationalität zu zählen — beweiſen mit dadurch ihre Exiſtenz und das Recht ihrer Exiſtenz, daß ſie den Spott der Klugen, ja ſogar der Dummen ertragen, und dennoch fort und fort ſich verwirklichen.

Wie pikant mitunter die bornirteſten Köpfe ſein können, ſobald es ſich um Klatſchereien handelt; ſobald es gilt, dem lieben Nächſten

Eins anzuhängen — wiſſen die Frauen am beſten. Bei dem Soldaten im Felde gibt es indeß dazu am wenigſten Anlaß. Er handelt nach Ordre und iſt alſo jeder üblen Nachrede enthoben. Aber auch jene freiwilligen Sünden und Thorheiten, wozu er nicht geradezu commandirt iſt, pflegt er ziemlich ungenirt in Kameradſchaft zu begehen: es ſind meiſt Standesſünden, wofür der esprit de corps, der in einigen Dingen ſehr ſcrupulös und in anderen es ſehr wenig iſt — ſchon im Voraus Abſolution ertheilt hat. Alſo werden auch die zarten Geheimniſſe der Liebe mit einer nichts weniger als zarten Scheu behandelt; und gerade darin ſind die Leute entſetzlich mannichfaltig und unerſchöpflich. Viel von dem Zeuge, was ſie aus=kramen, iſt freilich nur widerlich. Hat man aber, wie beim erſten Auſterneſſen, einen gewiſſen Ekel überwunden, ſo kann man doch nicht läugnen, daß manches Pikante producirt wird und muß wenigſtens dem Volkswitze mit ſeiner Fülle ver=zweifelt anſchaulicher Bilder und Gleichniſſe auch

darin Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Das Gute daran iſt aber eben die nackte Rückſichtsloſigkeit, die nur und geradezu auf Erſchütterung des Zwerchfells ausgeht. In dieſer geſunden Derbheit liegt der Unterſchied von den überzuckerten Zweideutigkeiten der vornehmen Welt, wozu ſie ſich zu ihrem großen Vorzuge etwa verhält, wie ein Shakeſpeare zu einem Wieland. Und dieſen höchſt erheblichen Unterſchied ſollte ſich die oft ſo unſaubere Prüderie der Gebildeten wenigſtens vom äſthetiſchen Standpunkte aus endlich einmal merken.

Im chriſtlichen Militärſtaate, wo je nach der Leibeslänge der eifrigſte Katholik von 6 Fuß Duodecimalmaß neben 5′ 11″ 11‴ Proteſtantismus in Reihe und Glied zu ſtehen kommt, wird auf den Unterſchied der Confeſſionen keine große Rückſicht genommen. Wo ſich indeß dieſe Confeſſionen nach quantitativen Verhältniſſen alſo berühren und durchmiſchen, fehlt es doch nicht an gelegentlichen Reibungen. Denn auch die Soldateska, ohne die Literatur des 18. Jahrhunderts

zu kennen, hat ihre Voltairianer, die ſich einen Spaß daraus machen, dieſe und jene religiöſe Vorſtellungen und Gebräuche der Anderen neckiſch anzugreifen, die aber meiſt ernſtlich böſe werden, wenn ihre eigenen Vorſtellungen und Bräuche gleichfalls mitgenommen werden. Solche Plänkeleien greifen jedoch nie den Kern der religiöſen Ueberzeugungen im Volke an. Die negative Schulweisheit wird es nie dermaßen auf den Kopf ſtellen, daß ihm bei dieſer Operation die Ueberzeugung vom Daſein eines höheren ordnenden und geſetzgebenden Weſens in den Dreck falle, während es eine Weltordnung vor Augen ſieht; am wenigſten wird es ſich einreden laſſen, daß der Menſch aus dem unbeſtimmten Gedankenſchleim eines ſ. g. bewuſtloſen Geiſtes herausgekrochen ſei. Davon überzeugt man ſich leicht, wenn man das Volk in ſeiner Weiſe über die höchſten Dinge ernſtlich philoſophiren hört, wie dies auch unter den Soldaten gar nicht ſelten vorkommt. Vielleicht kennſt Du jene Anekdote von zwei Mainzer

Schiffsleuten, wovon der Eine Atheiſt war, der Andere das Daſein Gottes vertheidigte? Sie fuhren eines Abends auf dem Rhein. „Siehſt Du da oben den Mond und die Sterne?“ fragte der Vertheidiger. „Ja,“ antwortete der Atheiſt. „Ei nun,“ rief Jener im theologiſchen Eifer, „ſind dann die dahin..........?!“ Die leidige Pruderie der Mode verbietet mir zwar, das Schlagwort des Mannes im Briefe an eine Dame zu wiederholen. Du wirſt indeß ſchon merken, daß dieſer energiſche Widerſacher der negativen Philoſophie vom „pictum non est cacatum“ in ſeiner Weiſe Gebrauch gemacht hatte. Das iſt: die Philoſophie des Volks. Freilich erhebt es ſich nie in's Nichts des „reinen Denkens,“ ſondern treibt ſich immer nur in der „ſchlechten Vorſtellung“ herum. Aber dabei wird es ſein Bewenden haben.

Das Volk mag ſich wohl ſtoßweiſe gegen Pfafferei und Heuchelei ereifern; es hat ſogar einmal in Frankreich Kirche und Kirchenthum über

den Haufen gerannt: aber da es ſich nüchtern geſprungen, ſtand es wieder auf dem Boden der Religion, um deſſen Cultur im Cultus — vielleicht mit einigen ökonomiſchen Betriebsverbeſſerungen — von neuem zu beginnen. Und wie man Einzelne — nur nicht die Menſchen in Maſſe — ſelbſt an's Trebernfreſſen gewöhnen kann, ſo laſſen ſich auch, wenn man ſich die Mühe gibt, dem Einen und Anderen aus dem Volke einige atheiſtiſche Phraſen in den Schnabel ſtopfen. Aber etliche Schneegänſe machen noch keinen Winter. Aus meiner militäriſchen Erfahrung erinnere ich mich nur eines Einzigen, der mit einer gewiſſen Urſprünglichkeit aus ſeinem eigenen Schickſale heraus zum entſchiedenen Gottesläugner geworden iſt. Er hieß Heil, war früher ſeines Handwerks ein armer Weber, der ſich bei ſeinem Geſchäft eine unheilbare Hypochondrie erarbeitet hatte. Da er mich eine Zeitlang bediente, lernte ich ihn näher kennen: er war geiſtig nicht wenig begabt, grundehrlich und bis zur rührendſten Hin-

gebung jedes Opfers fähig; wir waren uns einander lieb geworden, weit mehr als es in ſolchem Verhältniſſe gewöhnlich iſt. Später machte er durch einen Sprung von der Mainzer Brücke ſeinem armen Leben ein Ende. Hätte er vorher über ſeine Lebensanſicht geſchrieben, er wäre vielleicht als Märtyrer einer neuen Religion des Unglaubens geprieſen worden. So aber wird es dahin geſtellt bleiben, ob ſeine Schwermuth in ſeiner Meinung wurzelte, oder dieſe in ſeinen verſeſſenen und verkrümmten Eingeweiden.

Nicht der Anſicht, aber dem Charakter nach, finden ſich Viele unter dem Soldatenvolke, wie dieſer Heil war. Auch Diejenigen ſind nicht ſelten, die heute in Unmäßigkeit viehiſch ſchwelgen, und morgen in freudigſter Entbehrung den letzten Biſſen mit uns theilen; die ſich kein Gewiſſen daraus machen, in Feindes- und mitunter in Freundesland zu ſtehlen und zu plündern, die aber das Gut derjenigen, die ihnen Vertrauen zeigen,

eifriger hüten als das eigene; die ein Gelüſte an unnützer Grauſamkeit zu haben ſcheinen, und uns doch auf eigene Gefahr vor Gefahren und vor dem kleinſten Uebel zu bewahren ſuchen, die freiwillig in das Feuer der Schlacht eilen, um uns einen Trunk Waſſer zu reichen. Und ſolcher enthaltſamen Wüſtlinge, ſolcher ehrlichen Diebe, ſolcher zartfühlenden Barbaren gibt es mehr als wir meinen. In Zeiten aber, wo die anſteckende Kraft der Leidenſchaft die Maſſen bewegt, kommt wohl auch die Rohheit maſſenweiſe zu Tage. Nach Allem, was ich über die zeitweiſe Mißhandlung der Gefangenen durch die Truppen bald dieſes bald jenes Staats gehört, hat darüber kaum ein Volk dem anderen beſondere Vorwürfe zu machen. Wann wird doch endlich eine Bildung alle Schichten des Lebens durchdringen, welche die Rohheit im Volke zerſtreut, ohne die Kraft im Volke verſiegen zu laſſen!

Die ſ. g. Freiheitskriege hatten mehr als alle

früheren faſt ſämmtliche Nationen Europas für gegenſeitige Betrachtung einander nahe gerückt. Welche Verſchiedenheiten ſchon für die äußerlich oberflächliche Anſchauung! Da zeigten ſich die ſüdlich romaniſchen Völker mit ſcharf ausgeprägten Geſichtern, aber zugleich mit größerer Aehnlichkeit unter ſich als bei den Deutſchen der Fall iſt. Unter den Deutſchen gibt es — ſo iſt es mir wenigſtens erſchienen — nicht ebenſo zahlreiche ausdrucksvolle Phyſiognomien. Viele deutſche Geſichter machen den Eindruck des noch Unfertigen; es ſind nur unentwickelte Anlagen zu ſchärfer auszuprägenden Formen und Zügen, die eben darum noch gar oft den Ausdruck der Rohheit, ſelbſt der Dummheit an ſich tragen, welche aber ebenſo oft, ſobald man die Leute näher kennen lernt, eine blos ſcheinbare iſt. Allein ſelbſt in dieſen rohen Geſichtsſkizzen zeigt ſich eine unendlich reiche Mannigfaltigkeit. So darf man wohl ſagen, daß man es den Deutſchen ſchon an den Geſichtern anſieht, wie ſie vor anderen Völkern zu einer reichen

Entwickelung beſtimmt ſind, die aber erſt in einem friſchen und freien öffentlichen Leben, das im geſellſchaftlichen Getriebe Jedem die rechte Stelle anweiſt, gedeihen kann. Den rechten Gegenſatz zu ihnen bildet die große Maſſe des Ruſſenvolks, die ſich ſo ziemlich ausnimmt, wie nach einem Muſter aus einem Blocke gehauen. Aber viel mannigfaltigere Geſichtszüge finden ſich bei den Koſacken, bei denen ſich unter einem milderen Klima mit einer noch halbnomadiſchen Lebensweiſe zugleich die landwirthſchaftliche und gewerbliche verbindet, welche, da ſie bald mit Ruſſen, bald mit Polen und Türken zu thun hatten, eine reichere Geſchichte hinter ſich haben und in vielfachere Berührungen mit andern Völkern kamen, als die große Menge im Innern des weitſchichtigen Reichs.

Die lebhaft beweglichen Italiener laufen wie Queckſilber wohl leicht in Maſſen zuſammen, aber beim ernſteren kriegeriſchen Zuſammenſtoße fließen ſie ebenſo leicht aus einander. Töricht

und ungerecht iſt aber der herkömmliche Vorwurf der Feigheit, den man ihnen ſo oft in Bauſch und Bogen macht: ſchon die ſtets wiederkehrenden Conſpirationen der italieniſchen Patrioten, die immer neuen Gefahren Trotz bieten, wären ein ſchlagender Gegenbeweis. Gerade darum weil der Italiener individuell ſcharf ausgeprägt, weil Jeder für ſich ein Ganzes iſt, hat er weniger das Bedürfniß und die Neigung, darum auch weniger die Fähigkeit, mit Anderen zuſammen zu wirken, worauf es freilich bei militäriſchen Operationen weſentlich ankommt. Man kann von dieſem Volke ſagen, daß es muthiger im Einzelnen, als in Maſſen iſt. Um ſo mehr iſt die politiſche Einheit und die von ihr aus bedingte Gewohnheit des Zuſammenwirkens ein Bedürfniß Italiens; allein um ſo ſchwieriger iſt es für die Italiener, dieſe Einheit nur von ſich aus zu erringen.

Die franzöſiſchen Soldaten halten ſchon viel beſſer an einander. Aber doch tritt auch noch bei

ihnen die von ihren Offizieren ſchon oft bemerkte und gerügte Neigung hervor, vom geſchloſſenen in's zerſtreute Gefecht überzugehen. Dies kann zum Nachtheil ausſchlagen. Der Grund davon liegt indeß im muthigen Selbſtvertrauen des Franzoſen auf ſeine perſönliche Gewandtheit, auf ſeine ſchnelle und gewandte Benutzung jeder Oertlichkeit.

Wo es noch ſo viele unfertige Leute gibt, wie unter den Deutſchen, da iſt das Bedürfniß vorhanden, daß ſich Einer durch den Andern ergänze. So ſchlecht ſie dies bisher in der Politik verſtanden haben, macht es ſich doch im Kriege von ſelbſt. Sie ſind am ſtärkſten im geſchloſſenen Gefecht. Vereinzelt wiſſen ſich die Meiſten bei der mit Grund ihnen nachgeſagten Schwerfälligkeit nicht ebenſo leicht zu helfen; wenigſtens ſo weit nicht, als ſie nicht darauf im Voraus gründlich eingewöhnt und eingelernt ſind.

Von den Polen ſagte Ségur: „Sie beſonders geben ſich ſtets für mehr, als ſie geweſen,

aber nicht für mehr, als ſie ſein können. Dies iſt eine Nation von Helden! Die Wahrheit weit hinter ſich laſſend, preiſen ſie ſich anfangs; dann aber ſetzen ſie ihre Ehre darein, das wahr zu machen, was weder wahr geweſen iſt, noch ſelbſt nur wahrſcheinlich geſchienen hatte."

Im Gefecht und ſo lange der beſiegte Feind mit dem Degen in den Rippen verfolgt wird, ſteht wohl auch ein Pole für die Anderen. Sind aber die Hauptthaten gethan, deren ſie ſich rühmen mögen; gilt es die entferntere Verfolgung des Siegs, ſo werden ſie ſchlaff und zwieſpältig in der Art ſeiner Benutzung. In der Politik, wo es von vorn herein auf vorausſichtiges Handeln ankommt, hat ihr Thun allzu oft mit Zwietracht ſchon angefangen; aber auch im Kriege haben ſie ſich häufig von den Früchten ihrer Heldenthaten nicht volle Ernte anzueignen gewußt.

Das ruſſiſche Soldatenvolk, eine einförmige Maſſe, wirkt am beſten, wo es maſſenweiſe in den eiſernen Rahmen der Disciplin gefaßt iſt.

Aber das ruſſiſche Reich mit ſeinen hundert Völkerſchaften hat auch ſeine eigenen Jäger- und Reitervölker. So ſind die Ruſſen mit ihren Zugehörigen gefährliche Gegner, wenn es auch im Kriege noch auf mehr ankommt, als auf waffenfertige Soldaten verſchiedener Sorten.

Von den Ruſſen will ich Dir eine Geſchichte erzählen, worin ſie ſich treffend genug ſelbſt ſchildern. Nach dem erſten Pariſer Frieden wurden die ruſſiſchen Gefangenen in Frankreich nach ihrer Heimath entlaſſen. Sie kamen aus den ſüdlichen Departements in Abtheilungen von mehreren hundert Mann nach unſerm Standquartier Lyon, von wo ſie unter militäriſcher Escorte ihrer treuen Alliirten über die Zwiſchenſtation Villefranche nach Macon gebracht und der dortigen öſtreichiſchen Garniſon zur weiteren Spedition übergeben wurden. Unter dieſen Freigelaſſenen, ſo hieß es, herrſchte das Lazarethfieber. Sie durften alſo im Städtchen Villefranche nicht bei den Bürgern einquartirt werden, ſondern erhielten in Maſſe Nacht-

lager und Verköſtigung in einer Art Magazin, das hinter ihnen zugeſperrt wurde, damit ſie auſſer Berührung mit den Bewohnern blieben. Möglich iſt, daß die mit der Verpflegung beauftragte Behörde die Leute etwas karg hielt. Indeſſen war in der Hauptſache dieſe Behandlung durch die Umſtände geboten; während es freilich den Ruſſen ebenſo wenig übel zu nehmen war, daß ſie jenes Abſperrungsſyſtem als Mißhandlung empfanden. Ihre Unzufriedenheit war ſchon ein oder zwei Mal in einen förmlichen Aufſtand gegen die Eskorte ausgebrochen. Nun hatte ich auch einmal mit einem kleinen Commando von etwa zwölf Mann einige Hunderte nach Macon zu ſchaffen. In Villefranche erging es ihnen wie den Anderen. Als ſie am folgenden Morgen losgelaſſen wurden, waren ſie wüthend und fingen bereits an, ſich mit Steinen zu bewaffnen. Ein kräftiggebauter Liefländer, mit vielen Dienſt- und Feldzeichen auf der Bruſt, machte ihren Sprecher. Was war zu thun? Nur zur äußerſten Noth-

wehr durfte man gegen dieſe Verbündeten ſchießen und ſtechen laſſen; und hätte es verſucht werden müſſen, ſo wäre es wohl der wüthenden Maſſe gegenüber bald um uns geſchehen geweſen. Ich ließ alſo die Ruſſen bedeuten, daß ich ihre Beſchwerden anhören werde; nur ſollten ſie ſich erſt fein ordentlich in zwei Gliedern aufſtellen. Das ließen ſie ſich gefallen. Meine Leute auf dem rechten Flügel mußten vor ihren Augen das Gewehr laden: einiges Geſchrei des Unwillens ließ ſich unter den Querulanten hören, aber ſie ſtanden einmal, das Weitere erwartend, in Reihe und Glied, und die gewohnheitsmäßige Macht der Disciplin war ſo groß, daß Keiner herauszutreten wagte. Ich kommandirte: „Rechts in die Flanke, rechts um!" Als die Ruſſen meine Leute ihre Wendung machen ſahen, machten ſie mechaniſch mit. Nun hieß es: „Geſchwindſchritt, marſch!" und der Tambour mußte trommeln. Sämmtliche Ruſſen, wie an zwei Schnüre gebunden, marſchirten richtig mit und Keiner iſt nur aus dem Tritt gekommen. So

brachte ich ſie gegen Macon bis weit vor Ville-franche hinaus, als ich endlich den Tambour ſtille ſein ließ und bereit war, ihre Beſchwerde anzu-hören. Aber nun waren ſie ſchon lange unter-wegs, und konnten nichts Anderes thun als wei-ter marſchiren. Der Lievländer, mit dem ich mich ſpäter noch recht gut unterhielt und der Mancher-lei aus ſeinen Feldzügen zu erzählen wußte, ſagte halb ärgerlich, halb lachend, für dies eine Mal ſeien ſie angeführt, aber das werde nicht wieder geſchehen. Ich meinte, es ſei gerade mit einem Male genug. Die Emeute war glücklich geſtillt.

Mit Franzoſen hätte man es nicht ſo machen können. Mit Deutſchen? Vielleicht. Denn bei ihnen iſt die Macht der Gewohnheit gleichfalls groß genug. Hier ein Beiſpiel: Im Garniſons-dienſte fing die Formel, womit eine Schildwache der anderen ihren Poſten überlieferte, regelmäßig mit den Worten an: „Hier überliefere ich Dir einen ſauberen Poſten.“ Nun geſchah es wohl auch vor dem Feinde auf dem Piket, daß die

Schildwachen bei der Ablöſung begannen: „Hier überliefere ich Dir einen ſauberen Poſten“ — und hätten ſie bis an's Knie im Dreck geſtanden. Kann man von guter Zucht mehr verlangen? Aber freilich wird auf die gleiche Weiſe auch viel gebetet und philoſophirt.

Wie ſehr ſich der Deutſche theoretiſch für das Allgemeinſte intereſſiren mag, ſo pflegt er ſich doch ſeinem beſondern Berufe mit ſo ausſchließendem Eifer hinzugeben, daß er ſich praktiſch nur allzu oft in einem ſehr engen Kreiſe bewegt; daß er häufiger, als anderswo geſchehen mag, zum Spieß-bürger wird. Iſt er aber einmal tüchtig einge-übt und eingelernt, ſo hat er vielleicht öfter, als bei anderen Völkern der Fall iſt, den vollen Muth der Berufspflicht. Dies gilt auch vom kriegeri-ſchen Muthe, der doch nur eine Species iſt, neben welcher mancherlei Sorten Feigheit recht wohl be-ſtehen können. So haben ſich unſere deutſchen Aerzte in den Gefahren anſteckender Krankheit ſtets beſonders brav gehalten. Etwas ganz Auffallen-

des ſah ich aber einmal in Darmſtadt, wo ein Dachdecker die über die Fenſter eines vierten Stockwerks ragenden ſchiefen Dächer auszubeſſern hatte. Er ſprang von einem kleinen Dache zum andern, auf eine Entfernung, daß es ſchon auf ebener Erde für einen tüchtigen Sprung hätte gelten können. Der kleinſte Fehltritt, wie er ſelbſt beim Gehen möglich iſt, hätte ihn zerſchmettert aufs Pflaſter geſtürzt. Er war der allerverwegenſte Held ſeines Berufs; und doch — hätte man ihn jetzt noch zum Soldaten gemacht und gegen den Feind geſchickt — er wäre vielleicht bei hundert Mal geringerer Gefahr davon gelaufen.

So thut es gerade den Deutſchen Noth, wenn ſie in einem künftigen Kriege ganz tüchtig ſich ſchlagen ſollen, daß ſie ſchon im Voraus nicht blos an alle kriegeriſchen Uebungen, ſondern auch möglichſt an die Vorſtellung aller kriegeriſchen Gefahren gewöhnt werden. Dies iſt nur möglich durch eine frühe beginnende militäriſche Jugendbildung. Aber da fehlt's. Wenn die Leute mit

zwanzig oder einundzwanzig Jahren in die Montur eingepaßt werden, ſind ſie meiſt ſchon viel zu ſehr Bauern, Handwerker und ſonſtige Arbeiter dieſer oder jener Art geworden, als daß ſie noch nebenbei tüchtige Soldaten werden könnten und möchten. Man hat viel von der Abſchaffung der ſtehenden Heere geſprochen und gefaſelt. So lange Kriege nur möglich ſind, wird man ein zahlreiches Corps tüchtig geübter und gebildeter Offiziere und Unteroffiziere, ſo wie für die Specialwaffen wenigſtens einen anſehnlichen Kern nicht entbehren können. Aber für die große Maſſe des Soldatenvolks, zumal des deutſchen, iſt das Inſtitut der Landwehr recht eigentlich geſchaffen; doch freilich nur unter der Bedingung jener kriegeriſchen Vorbildung. Die Verbindung derſelben mit der jetzt ſchon herkömmlichen wenn auch noch ſo dürftigen und unvollſtändigen Volkserziehung, wäre wahrlich ohne große Schwierigkeit auszuführen; ſie würde zehn Mal mehr leiſten und Millionen erſparen. Aber ſelbſt nach der preußiſchen Heerverfaſſung, wie viel

man ſich auch in dieſem Staate auf die beliebte allmälige und gründlich langſame Entwicklung von unten auf zu gut thun mag, fängt die Heerbildung viel zu ſpät an, da die Waffenübung nicht mehr eine Luſt, ſondern ſchon eine Laſt iſt.

Du ſpotteſt wohl, meine zarte entfernte Gebieterin, daß ich mich vor Dir in derlei kriegeriſchen Betrachtungen ergehe? Aber das Leben iſt überall intereſſant; es verdichtet ſich uns gerade im Kriege im raſchen Wechſel ſeiner Erſcheinungen und ich verlange nun einmal geradezu, daß Du an Allem theilnehmeſt, was auch mich bewegt und bewegt hat.

Doch lache mich nur aus! Lache ſo herzlich, als ich über den Dorpater Brief Deines orthodoxen gottesgelahrten Bruders lachen mußte. Er zählt mich auch etwas zu den Gottloſen und im ungemeſſenen theologiſchen Eifer wünſcht er mir ſchwarz auf weiß in ſeinem Sinne, daß es bei mir doch endlich zum „Durchbruche" kommen möge. Wir aber wollen den Durchbruch buchſtäblich ver-

ſtehen und nicht auf das himmliſche Jenſeits beziehen, ſondern auf das irdiſche dieſer Eiſengitter. Und muß denn nicht unſer Werk gelingen, da ſelbſt die wohlweiſe Theologie unwillkührlich ſchon im Voraus den Segen dazu ertheilt hat?

Ende des erſten Bandes.